

Geschichte der Pharmazie

DAZ Beilage | Redaktion Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke | Prof. Dr. Christoph Friedrich

Von der Mercurseife zu Sublimatseife, Lysol und Lysoform

Zur Geschichte medizinischer Seifenpräparate

Ursula Lang | **Seifen, die beim Kochen tierischer oder pflanzlicher Fette mit alkalischen Laugen unter Freisetzung von Glycerin entstehen, waren jahrhundertlang wichtige Hilfsmittel zur Körperhygiene sowie waschaktive Agentien, mit denen man Textilien und Alltagsgegenstände von fettigem Schmutz befreite. Das Brennen, das ein länger-dauernder Seifenkontakt aufgrund der alkalischen Reaktion auf Haut und Schleimhaut auslöste, wurde mit der heißen und trockenen Natur der Seife in Verbindung gebracht.**

Reinigende medizinische Seifen zur äußerlichen und innerlichen Anwendung

Dass Seife ursprünglich nur äußerlich zu medizinischen Zwecken eingesetzt wurde, kann dem *Hortus sanitatis* entnommen werden. Das darin enthaltene Kapitel „Sapo-seyff“ zeigt, dass man im 15. Jahrhundert Seifenanwendungen zur Wundreinigung sowie zur Behandlung von „grindiger“ und entzündeter Haut oder Geschwüren einsetzte. Ferner stellte man seifenhaltige und örtlich reizende Abführzäpfchen mit

gepulverter „Esula- oder Wolfswurzel“ [*Euphorbia esula*] her.¹

In der *Pharmacopoea Wirtenbergica* 1741 findet sich eine ausführliche Monographie zu „Sapo Medicatus“, aus der man ersehen kann, dass reine Seife im 18. Jahrhundert auch innerlich angewendet wurde. Die Monographie verweist auf berühmte Ärzte, wie den hoch angesehenen niederländischen Mediziner Hermann Boerhave (1668–1738), der Seife als wirkungsvolles „Auflösungsmittel“ empfahl, beispielsweise bei „Gallen- oder Milchstau“ sowie bei Blasensteinen.² Auch wenn die medizinische Anwendung von Seife in der antiken *Materia Medica* nicht beschrieben wurde, könnte damit ein humoralpathologisches Therapiekonzept in Verbindung gebracht werden.³ Die Ärzte des 18. Jahrhunderts assoziierten Stauungen, Verhärtungen oder Steine mit einem gestörten Gleichgewicht der Körpersäfte. Mit auflösenden Mitteln, die das Ausspülen von vermeintlich gestockten Flüssigkeiten erleichterten, sollte der Körper offensichtlich innerlich gereinigt werden. Der Apotheker und Begründer der Homöopathie Samuel Hahnemann (1755–1843) verfasste En-

EDITORIAL

Fliehe schnell, fliehe weit, bleibe lange ...

... war die Weisung nach dem Ausbruch der Pest in den Jahren 1348/49 in Mitteleuropa – ein Satz, den die Autorin Fred Vargas (i. e. Frédérique Audoin-Rouzeau) zum Titel ihres 2001 erschienenen Kriminalromans „Pars vite et reviens tard“ wählte. Schon kurz nach dem Ausbruch der Krankheit in Florenz hatte Giovanni Boccaccio die Novellensammlung „Il Decamerone“ geschrieben, die 1470 im Druck erschien. Auch im 20. Jahrhundert widmeten manche Autoren ihre Werke den Seuchen: Albert Camus „La peste“ (Pest, 1947), Thomas Mann „Der Zauberberg“ (Tuberkulose, 1924) oder Gabriel García Márquez „El amor en los tiempos del colera“ (Cholera, 1985). Doch während hier die Seuche zur sozial- und gesellschaftskritischen Interpretation der herrschenden Verhältnisse diente, war das Ziel der Fachschriftsteller seit der Frühen Neuzeit die Aufklärung und Prävention. Kaum ein Stadtarzt oder Medizinprofessor, der nicht zur Feder griff, um ein „Seuchenbuch“ zu veröffentlichen, sei es zur Pest, zur „rothen Ruhr“, zur Cholera oder zur Syphilis. Die Arzneibücher übernahmen die Rezepturen von den Ärzten und gaben den Apothekern die Möglichkeit, mehr oder weniger wirksame Medikamente herzustellen und sie an die Bevölkerung auszuliefern. Erst das 19. und 20. Jahrhundert eröffneten durch medizinisch-naturwissenschaftliche Erkenntnisse die Wege zur Bakteriologie, zu Impfungen und wirksamen Arzneimitteln, wie den Antisiphilitika oder den Sulfonamiden und Antibiotika. Der Virologie gelang es, die seit der Spanischen Grippe von 1918/20 gefürchtete Influenza zu bekämpfen, und obwohl die Übertragung der Vogelgrippe (H5N1) auf den Menschen unsicher ist, war das antivirale Präparat Tamiflu® 2014 in allen Apotheken heiß begehrt (s. DAZ Cartoon vom 5. 3. 2020). So gilt der Merksatz aus den Zeiten der Cholera auch bei dem jetzt grassierenden Corona-Virus, striktes hygienisches Verhalten vorausgesetzt, noch immer: „Nur keine Forcht!“

W.-D. Müller-Jahncke

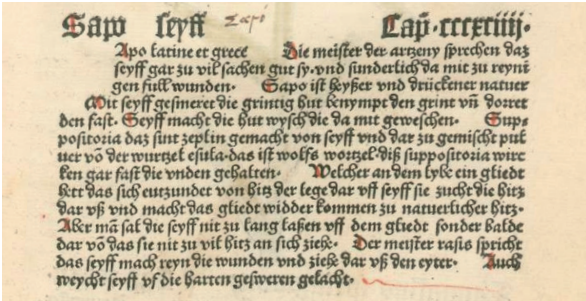


Abb. 1: Gart der Gesundheit 1485, Sapo seiff

de des 18. Jahrhunderts ein mehrbändiges *Apothekerlexikon* und widmete dabei einen Abschnitt der „Seife (Sapo)“, die er als „Verbindung eines sauern oder alkalischen Salzes mit Fettigkeiten zu einem in Wasser und Weingeist auflöslichen Mittelkörper“ definierte. Apotheker stellten „Sapo acidus“, saure Seife, aus Baumöl (Olivöl), Mandelöl oder Kakaobutter und Vitriolsäure (Schwefelsäure) her, die nach längerer Reaktionszeit, Abscheidung und Auswaschen überschüssiger Säure und anschließender Trocknung gewonnen wurde. Außer zur Einreibung von Fußgeschwülsten wendete man diese Seife Hahnemann zufolge überwiegend innerlich an, beispielsweise als harntreibende Arznei gegen Nieren- und Blasensteine sowie bei „inflammatorischer Wassersucht“, also Ödemen mit Wassereinlagerungen im Gewebe. Gewöhnliche Hausseifen, wie „Sapo mollis“, „Sapo vulgaris“ oder „Sapo communis“, konnte man aus Talg, Hanf-, Lein- oder Rüböl gewinnen, Heringstran und Olivenöl stellte man durch Kochen mit „potaschlau-gensalziger Seifensiederlauge“ her. Bei Zusatz von Kochsalz zum Ende des Siedens entstanden feste Natron-Sei-



Abb. 2: Sapo medic. pulv.

fen. Eine reine, weiße und geruchsneutrale „Sapo medicatus“ wurde aus Mandelöl oder Kakaobutter mit alkalischen Laugensalzen gesiedet. Gepulvert und in Wasser oder Milch aufgelöst, sollte sie Säure til-

gen, gegen Arsenik- oder Sublimatvergiftungen helfen, Verstopfungen der Eingeweide zerteilen, Gefäße reinigen und zähe Säfte verdünnen. Ferner beschrieb Hahnemann ein seifenhaltiges „Klystier“ als wirksames, „den Leib eröffnendes“ Mittel sowie „Spiritus saponis“, Seifengeist, als äußerlich anzuwendende Arznei zur Erweichung und Auflösung von Geschwülsten. Vor der innerlichen Anwendung nicht-medizinischer Seifen, wie grüner, schwarzer oder marmorierter Seife aus Frankreich, Spanien oder Italien, warnte Hahnemann hingegen. Färbungen oder Flecken würden durch ungeeignete Gefäße aus Kupfer oder auch durch Beimischungen, wie „Indig“ oder Kupfervitriol als Färbemittel, in die Seifenmasse eingebracht.⁴ 1826 verfasste der Wiener Mediziner und Professor Leopold Franz Herrmann (1785–1839) das dreibändige *System der practischen Arzneymittel-lehre*. Im zweiten Band handelte er die *Besondere Arzneymittellehre* ab und widmete im Kapitel der „Lymphatisch-auflösenden Arzeneystoffe“ den „medizinischen Seifen“ einen längeren Abschnitt. Herrmann beschrieb ausführlich Indikationen zur Einnahme von Seife, beispielsweise zum Lösen von Gallen- oder Nierensteinen oder zum Binden von Säure, erwähnte jedoch auch Fälle, bei denen die Einnahme von Seife nicht angezeigt war, wie bei „fauligen Colliquationen“, unter denen eitrige und nekrotische Gewebeveränderungen zu verstehen sind. Hingegen lobte Herrmann die äußerliche Anwendung von Seifenbädern als wirksames Mittel zur Regelung gestörter Hautfunktionen, erwähnte Seifenpflaster zum Auflegen auf Geschwülste, Seifenklystiere gegen Ver-

stopfung sowie Einreibungen mit „Seifengeist“ oder mit ätherischen Ölen bereitetem *Opodeldok*⁵, dem „Linimentum saponatum camphoratum“ gegen arthritische und rheumatische Beschwerden, warnte aber auch vor möglichen Hautreizungen.⁶



Abb. 3: Vierkantflasche (SPIRITUS): / SAPON, Glas, 2. Hälfte 18. Jh.

Seifen als Gegenstand chemisch-pharmazeutischer Wissenschaft

Erst der französische Chemiker Michel Eugene Chevreul (1786–1889) konnte zeigen, dass Fette durch chemische Reaktion mit Alkali und Erdalkali beim Kochen in Wasser in Fettsäuren und „glycérine“ (griech. glykerós, süß) zerlegt werden. 1823 berichtete er in den *Recherches chimiques sur les corps gras d’origine animale* über seine umfangreichen Versuche zur Aufklärung der Verseifungsreaktion.⁷ Der Apotheker Sigismund Friedrich Hermbstaedt (1760–1833) mit seinem großen Interesse an der Weiterentwicklung chemisch-technischer Gewerbe erkannte sofort die Bedeutung dieser Entdeckung für die Wissenschaft. 1824 gab er eine zweite, neu bearbeitete Auflage seines Buches

Chemische Grundsätze der Kunst alle Arten harte und weiche Seifen zu fabriciren heraus, in die er die neuen Erkenntnisse zur chemischen Zusammensetzung von Fetten und zur Theorie der Seifenbildung einfließen ließ. Im Vorwort erläuterte er, dass seit Erscheinen der ersten Auflage im Jahr 1808 die Naturwissenschaften „auch über die Gegenstände der Seifensiederei vielfältig ein helleres Licht verbreitet haben“.

Hermbstaedt führte die unterschiedliche Konsistenz und Löslichkeit von harten und weichen Seifen auf die jeweilige chemische Zusammensetzung der zur Verseifung eingesetzten „Fettigkeiten“ mit unterschiedlichen Anteilen an „Talgstoff (Stearine)“ oder „Oelstoff (Elaine)“ zurück sowie auf die unterschiedlichen Kristallisationseigenschaften von „talgsauren“ respektive „ölsauren“ Salzen mit „Natron“ oder „Kali“. Während Hermbstaedt ausführlich auf chemische Fragestellungen der zur Seifenherstellung eingesetzten tierischen und pflanzlichen Fette sowie Hilfsstoffe, wie Pottasche (Kaliumcarbonat), Soda (Natriumcarbonat) und Natron (Natriumhydrogencarbonat), einging und die unterschiedlichen Herstellungsweisen für weiche und harte Seifen erläuterte, widmete er der Fabrikation von „medizinischer Seife“ nur wenig Raum. Er erläuterte knapp: „Medizinische Seife nennt man eine solche, die allein zum innern arzneilichen Gebrauch bestimmt ist. Ihre Zusammensetzung erfordert ein ganz reines geruchloses Provenceröl, und eine aus reinem Natron bereitete Aetzlauge. Lauge aus roher Soda kann hierzu nicht angewendet werden, weil solche immer nur ein unreines Produkt darbietet, das nicht die schöne äußere Beschaffenheit besitzt, welche [man] an der ächten medizinischen Seife (*Sapo medicatus*) zu bemerken gewohnt ist“.⁸

Die Seifenfabrikation erfuhr im 19. Jahrhundert einen deutlichen Aufschwung, insbesondere weil sich die Kosten für Soda verringerten. Der Arzt Nicolas Leblanc (1742–1806) hatte 1789 ein mehrstufiges chemisches Verfahren zur Gewinnung von Natri-

umcarbonat aus Natriumchlorid, Schwefelsäure, Kohle und Kreide (Calciumcarbonat) erfunden, das der technischen Chemie zu industriellem Maßstab verhalf.⁹ Um eine ausreichende Reinheit von technisch gewonnenem Soda zu gewährleisten, wurden maßanalytische Methoden eingesetzt. Die Chemiker Carl Remigius Fresenius (1818–1897) und Heinrich Will (1812–1890), Assistenten des in Gießen lehrenden Professors der Chemie Justus Liebig (1803–1873), verfassten 1843 eine Schrift, die die Prüfung von Pottasche und Soda zum Gegenstand hatte.¹⁰

1867 behandelte Carl Deite (1832–1921), Chemiker und „Dirigent“ einer Potsdamer Stearin-Fabrik, in seinem Werk *Die Darstellung der Seifen, Parfümerien und Cosmetica* nicht nur die Ausgangsmaterialien, Herstellungsmethoden und technischen Apparaturen zur Fabrikation verschiedener harter Kernseifen oder weicher Schmierseifen, sondern ging auch auf Prüfmethoden und Herstellungskosten ein. In einem kurzen Abschnitt über die „Anwendung der Seifen“ grenzte er „Hausseifen“ und „Seifen für technische Zwecke“ von „medizinischen Seifen“ ab. Von einer innerlichen Anwendung riet Deite aber wegen des schlechten Geschmacks ab und äußerte ferner Bedenken, dass die in den Magen gelangenden, bedeutenden Quantitäten von Fettsäuren störend auf die Verdauung wirken würden. Die äußerliche Anwendung von Seifen hielt Deite hingegen in vielen Fällen für zweckmäßig. Die Beschreibung von Jod-, Chlor-, Campher-, Terpentin-, Tannin- oder Theerseife zeigt, dass es bereits eine beachtliche Reihe von wirkstoffhaltigen Seifenpräparaten zur äußerlichen Anwendung gab. Deite ergänzte seine chemisch-technologischen Ausführungen mit einem langen Abschnitt über „Toilettegegenstände“, unter denen er vorwiegend parfümierte Mittel zur Pflege von Mund, Zähnen, Haaren, Bart und Haut verstand. Von der Gliederung abweichend, führte er im kosmetischen Abschnitt unter den „Mitteln zur Verschönerung der Haut“ auch Seifenessenzen auf, beispielsweise



Abb. 4: Standgefäß für Linimentum Opodeldok

se den bei Quetschungen, Verstauchungen und Verrenkungen anzuwendenden „Spiritus saponatus der Apotheken“ sowie kampherhaltigen *Opodeldok* als Einreibemittel bei „schmerzhaften Rheumatismen, Contusionen und kalten Geschwülsten“.¹¹ Aus Deites Ausführungen ist ersichtlich, dass nicht nur Seifen zu technischen und kosmetischen Zwecken, sondern offensichtlich auch medizinische Seifen und Seifenpräparate im industriellen Maßstab außerhalb von Apotheken gefertigt wurden.

Seifen als Gegenstand dermatologischer Wissenschaft

1867 verfasste Heinrich Auspitz (1835–1886), ein Schüler von Ferdinand von Hebra (1816–1880), dem Begründer der Dermatologie als eigenständiger medizinischer Hochschuldisziplin in Wien, eine Schrift mit dem Titel *Die Seife und ihre Wirkung auf die gesunde und kranke Haut*. Aus dem Vorwort wird ersichtlich, dass Auspitz die inzwischen weit verbreitete Verwendung verschiedenster Seifen nicht auf chemisch-technologische, kulturelle, hygienische oder kosmetische Aspekte beschränken wollte. Die möglicherweise pathologische Wirkung von Toilettenseifen auf gesunde sowie die medizinische Wirkung von medikamentösen Seifen auf erkrankte Haut hielt er für zu wenig



Abb. 5: Sekundäre Syphilis

erforscht. Auspitz äußerte sich bei seinen Ausführungen sehr kritisch zu billigen, in betrügerischer Absicht gehandelten „gefüllten Seifen“, bei denen zu viel Kochsalz und Soda zugesetzt würden und die mit einem zu hohen Anteil an Wasser ein nicht korrektes Seifengewicht vortäuschten. Diese Seifen enthielten freies und ätzendes Alkali und zudem häufig auch Farbstoffe, wie Zinnober oder Ultramarin. Geeignete, harte Kernseifen müssten neutral reagieren und zu nicht mehr als einem Viertel aus Wasser bestehen. Allerdings würden Seifen mit zu geringem Wasseranteil nicht gut genug schäumen ebenso wie Seifen mit einem Überschuss an Fett, die beim Lagern zudem rasch einen ranzigen Geruch annahmen. Auspitz führte weiter aus, dass man bei Wäscherinnen beobachten könne, dass auch gute Seifen bei allzu häufiger Anwendung zu geschädigter, rauer Haut führten und hielt den Wert von Seife beim Waschen für übertrieben. Für gesunde Haut war Seife nach Auspitz ein Kosmetikum oder gar Luxusprodukt, wenn sie mit kostbaren Duft-

stoffen, wie Rosenöl, Moschusessenz oder Neroli, parfümiert war. Dann wandte er sich der therapeutischen Anwendung von Seifen zu und berief sich auf Ferdinand von Hebra, der eine durch Verseifen von Fetten mit Kalilauge gewonnene Schmierseife sowie „Spiritus saponatus kalinus“ zur Mazeration und Ablösung von verdickten Hornschichten der Epidermis einsetzte, beispielsweise bei Psoriasis oder Ichthyosis. In Verbindung mit Schwefel ließ Hebra Schmierseife bei Skabies anwenden, die durch Krätzmilbenbefall der Haut verursacht wurde und von quälendem Juckreiz begleitet war. Schmierseife mit Teer diente der Behandlung juckender, ekzematöser Hauterkrankungen. Seifenkuren wurden üblicherweise mehrmals wiederholt und über einen längeren Zeitraum vorgenommen. Die Kranken hüllte man nach Auftragen von Seife oder Seifengeist in wollene Decken und frottierte nach der Einwirkzeit die aufgeweichte Hornhaut gründlich ab. Die schmerzhaft irritierte Haut nahm man dabei in Kauf und linderte die Beschwerden der Kranken anschließend durch Öleinreibungen. Für Auspitz war Seife eine „der Salbe nahestehende Präparation, die Alkali enthält“ und die „im Moment der Applikation eine lösende Einwirkung auf die obersten Epidermis-Elemente hervorbringt“. Daraus folgerte er, dass Seifen möglicherweise die Resorption von Stoffen durch die Haut begünstigen könnten. Trotzdem hielt Auspitz Jodschwefel-, Terpentin-, Teer- oder Kreosotseife vor allem für geeignete Dermatika zur Behandlung von chronischen, infektiösen oder pa-

rasitären Hautaffektionen und weniger für Arzneien zur Erzielung einer systemischen Wirkung.¹² Nachdem 1869 im *Archiv für Dermatologie und Syphilis* der Beitrag Ueber den innerlichen Gebrauch von Carbolsäure gegen Hautkrankheiten und Syphilis erschienen war, eröffnete sich die Möglichkeit, Hauterkrankungen auch durch innerliche Verabreichung von Wirkstoffen zu beeinflussen. Der Autor Moriz Kohn [Moriz Kaposi] (1837–1902), ein enger Mitarbeiter und später auch Schwiegersohn Hebras, berichtete, dass Patienten nach Anwendung eines Carbolsäure enthaltenden Lister-Verbandes zur Behandlung von „Fussgeschwüren, Bubonen und Carcinomen“ einen nach Teer riechenden, olivgrünen oder schwarzen Urin ausschieden, obwohl die Carbolsäure bei der Einnahme noch eine „wasser- oder weinhelle“ Farbe aufgewiesen habe. Daraus schloss er, dass Carbolsäure in den Blutkreislauf gelangte, sich veränderte und danach über die Nieren ausgeschieden würde. Er vermutete eine Oxidationsreaktion, da sich „Carbolsäurepartikel“ unter Lufteinfluss ebenfalls schwarz verfärbten. Kohn berichtete dann, dass die orale Verabreichung von Carbolsäure an zahlreichen Patienten erprobt worden sei und zur Linderung von Juckreiz bei Ekzemen und Psoriasis sowie einigen anderen Hauterkrankungen geführt habe. Bei Syphilispatienten würden jedoch „Mercurial-Inunctionen“ (lat.: inungere, bestreichen, salben) deutlich besser wirken als die Einnahme von Carbolsäure.¹³ Die durch Geschlechtsverkehr übertragene und im 19. Jahrhundert noch weit verbreitete Syphilis oder Lues führte im Sekundärstadium zu sehr entstellenden und stigmatisierenden Haut- und Schleimhautveränderungen. Da die orale Einnahme von quecksilberhaltigen Arzneien zu gastrointestinalen Nebenwirkungen mit blutigen Durchfällen führte, erprobten Ärzte der damaligen Zeit die Wirksamkeit und Verträglichkeit quecksilberhaltiger Dermatika, die zudem vom Patienten selbst angewendet werden konnten.¹⁴

Sapo mercurialis als Anreiz zur Entwicklung medizinischer Seifen

1882 berichtete der Aachener Balneologe [Ludwig] Schuster (1833–1906) von einer „Mercurseife (Savon Napolitain)“, die er in der „Charcot’schen Poliklinik der Salpêtrière“¹⁵ zur Anwendung als „Inunctionskur“ bei Syphilis kennengelernt hatte.¹⁶ Kurze Zeit später erschien ein Beitrag des königlichen Polizeiarztes und Urologen [Felix Martin] Oberländer (1849–1915) aus Dresden¹⁷ über „Sapo mercurialis“ als Ersatzmittel für „Unguentum hydragyri cinereum“, die offizielle graue Quecksilbersalbe.¹⁸

Nachdem Oberländer die Ansicht vertrat, dass ein weiches Kalischmierseifenpräparat einfacher anzuwenden sei als eine feste Natronseife, wie die „Savon Napolitain“, die vor der Anwendung erst mit Wasser kräftig aufgeschäumt werden musste, veranlasste Schuster die Herstellung einer neutralen quecksilberhaltigen Schmierseife nach Oberländers Angaben in der „Neunerdt (Wingsschen) Apotheke“ sowie in der „Sommerschen Löwenapotheke“ in Aachen. Zu Vergleichszwecken ließ er sich zudem eine Probe der von Oberländer empfohlenen „Sapo mercurialis“ aus der Dresdener Löwenapotheke zusenden. In den beiden Aachener Apotheken wurden verschiedene Herstellungsverfahren erprobt und verbessert, worüber Schuster im September 1885 auf der 58. Naturforscherversammlung in Straßburg, bei der eine eigene Sektion für Dermatologie und Syphilidologie ins Leben gerufen und damit eine Vereinigung deutscher Dermatologen geschaffen wurde, ausführlich berichtete. Der therapeutische Nutzen dieser mit wenig Wasser gut einzureibenden „Sapo mercurialis“ war nach Schusters Überzeugung eindeutig gegeben. Weiche Quecksilberseife war dem grauen, die Kleidung der Patienten stark verschmutzenden und nach der Anwendung nur mühsam wieder von der Haut zu entfernenden „Unguentum cinereum“ nicht nur ebenbürtig, sondern wirkte vielmehr noch „mäch-

tiger“ auf den Organismus ein, da sich bei Anwendung von „Mercurseife“ im Vergleich zu Einreibungen mit Quecksilbersalbe deutlich rascher heftiger Durchfall und Koliken, Zahnfleisch- und Mundschleimhautentzündungen einstellten. Der Hamburger Dermatologe Paul Gerson Unna (1850–1929), der in Wien eine fachliche Ausbildung bei Ferdinand von Hebra, Moriz Kaposi und Hermann Auspitz durchlaufen und 1881 eine dermatologische Privatklinik in Hamburg gegründet hatte, verfolgte diesen Vortrag offenbar mit großem Interesse, denn er bestätigte die erfolgreiche Behandlung von Syphilis mit Quecksilberseife in einem Diskussionsbeitrag, wobei er angab, bereits seit zwei Jahren Quecksilber in einer überfetteten Kalisalbenseife zu verwenden.¹⁹ Unna verfasste zudem 1885 einen ausführlichen Beitrag *Ueber medicinische Seifen* in Volkmanns *Sammlung Klinischer Vorträge* zur inneren Medizin, in dem er sich energisch für qualitativ einwandfreie Seifen einsetzte: „Er [der Arzt] wird aber nie im Stande sein, selbst zu prüfen, ob die resultierende Seife seinem Rezept entspricht und in stets gleichmässiger Güte ausfällt. Hierzu müsste die Darstellung in der Hand des Apothekers liegen, des einzigen Standes, welcher mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet zugleich die moralische Garantie bietet, um aus seinen Händen ein wirklich medicinisches Product entgegenzunehmen.“ Wenn die Produktion großer Mengen Seife die Grenzen eines Apothekenbetriebes überschritt, war es nach Unnas Meinung erforderlich, dass Apotheker die Seifenfabrikanten überwachten: „Ein Seifenfabrikant und ein von demselben vollständig unabhängiger Apotheker (oder ein pharmaceutisch gebildeter Chemiker) theilen sich so in die Darstellung der medicinischen Seife, dass der erstere die technische Vollendung der Seife und Darstellung des Seifenkörpers übernimmt, letzterer die Incorporation des Medicaments besorgt und überwacht und zugleich die fertige Seife im Hinblick auf die mit Sicherheit zu erwartenden späteren Veränderungen in bestimmten In-

tervallen einer Analyse unterwirft. Da diese Analyse sich dann nicht bloß auf die darin enthaltenen Medicamente, sondern ebenso auf die Seife an sich, die verwendeten Fette und Alkalien bezieht, so sind auf diesem Weg Seifen herstellbar, welche den Medicamenten der Apotheke an Sicherheit nichts nachgeben. Dann erst wird der Arzt überall gleiche Erfolge mit einer bestimmten Seife erzielen können.“

Unna wies darauf hin, dass er seit längerer Zeit von den Apothekern, Herrn Beiersdorf und Herrn Dr. Mielck, eine

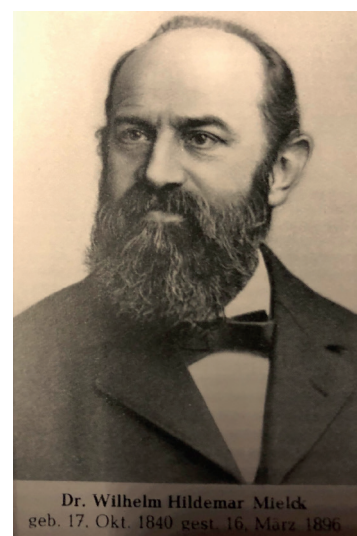


Abb. 6: Wilhelm Hildemar Mielck

„33½ % Hg“ enthaltende, überfettete Kaliseife zubereiten ließ, mit der er so zufrieden sei, dass diese inzwischen „Unguentum cinereum“ in seiner Praxis vollständig verdrängt habe: „Herr Thomas Douglas, ein hiesiger Seifenfabrikant von anerkanntem Rufe, entschloss sich [...] die Fabrikation sämtlicher von mir gewünschter Seifen in Angriff zu nehmen. Herr Paul Beiersdorf, dem wir in der Darstellung der Guttaperchapflastermulle und Glycerinleime schon die Einführung einiger der wichtigsten Verbesserungen der modernen Dermatotherapie verdanken, übernahm mit gewohnter Sachkenntnis und Arbeitsfreudigkeit nicht nur die quantitative und qualitative Zurichtung der erforderlichen Medicamente, sondern auch die Anstellung sämtlicher nachträglicher und nach meiner Ueberzeugung unumgänglicher Analysen. Dieser



Abb. 7: Calvert's Medical Soap

Theil der Arbeit ging, nachdem Herr Beiersdorf sich auf die fabrikmässige Darstellung der Pflaster- und Salbenmulle beschränkt und seine Apotheke aufgegeben hatte, an Herrn Dr. Mielck über, so dass die von mir angegebenen medicinischen Seifen zur Zeit von Herrn Thomas Douglas (Einsbüttel bei Hamburg) unter Mitwirkung und Controle [!] von Herrn Dr. Mielck (Schwanapotheke zu Hamburg) dargestellt werden.“ Unna erläuterte ferner, dass er neutrale, gut getrocknete Seife nur aus tierischem Fett, und zwar „bestem Rindstalg“ herstellen ließ, während eine vorwiegend zu Reinigungszwecken dienende, stark schäumende Seife meist mit „Cocosnussöl“ gesiedet würde, was aber die Haut spröde mache. Die Verseifung zu einer neutralen, festen Seife erfolgte mit einem genau berechneten Quantum einer Mischung von frisch bereiteter Natron- und Kalilauge. Durch Zusatz eines Überschusses von etwa drei bis vier Prozent Olivenöl wurde eine neutrale und „überfettete“ Seifengrundlage gewonnen, die nicht nur der Schonung der Haut dienen, sondern auch der Zersetzung von hinzugefügten Wirkstoffen, wie Salicylsäure oder Sublimat, entgegenwirken sollte. Den Zusatz von Glycerin oder Vaseline sowie auch von Duftstoffen lehnte Unna hingegen ab, denn Fabrikant und Patient sollten daran erinnert werden, dass sie es mit einem „ernsteren Gegenstand als einem Stück Toiletteseife zu thun haben“. Unna gab ferner beispielhafte Rezepturen für überfettete Grundseife und überfettete Salicyl-, Zinksalicyl- oder Ichthyolseife an. An einer ausreichenden Qualität von Carbalseife zweifelte Unna aufgrund der Flüchtigkeit von Phenol und empfahl stattdessen teerhaltige Seifenpräpara-

te. Auch überfettete Sublimatseife hielt Unna nur für eine begrenzte Zeit haltbar, da sich diese nach einigen Monaten Lagerung in eine graue Quecksilberseife verwandelte.²⁰ Da Unnas Beitrag auch für Apotheker von großem Interesse war, wurde er in wesentlichen Teilen in einer dreiteiligen Folge der *Pharmaceutischen Centralhalle* wiedergegeben. Als Kommentator fügte der Autor Ewald Geisler hinzu, dass man zum Überfetten der Unna'schen Seife nicht Fett, sondern freie Fettsäuren, wie Oelsäure oder Stearinsäure, verwenden könnte, um zu verhindern, dass die Seife ranzig würde. Dass er zudem anmerkte, dass durch Zusatz von Ammoniak die Seife so alkalisch gemacht werden könne, dass sie beim Waschen kräftig schäumte, zeigt allerdings, dass er Unnas Wunsch nach einer völlig neutralen und damit hautschonenden Seife ignorierte.²¹ Neben metallischem Quecksilber wurde auch Sublimat (HgCl_2) in Seifen eingearbeitet, nachdem der Arzt und Bakteriologe Robert Koch (1843–1910), der 1880 an das Kaiserliche Gesundheitsamt in Berlin berufen worden war, über die hohe Desinfektionskraft von Sublimat-Lösungen gegen Milzbrandsporen berichtet hatte.²² Da die Haltbarkeit von Sublimat in Seifengrundlage jedoch unbefriedigend war, was sich infolge von Quecksilberausscheidungen rasch durch dunkle Flecken und Schwarzfärbung der Seife zeigte, nahm Geissler dies zum Anlass, sich gemeinsam mit der Dresdner „Toiletteseifen- und Parfümeriefabrik T. Louis Guthmann“ mit der Herstellung einer besser lagerfähigen Sublimatseife auseinanderzusetzen. Geisler verfasste dann 1886 in der *Pharmaceutischen Centralhalle* einen Beitrag über *Sublimatseife* und gab an, dass die Überfettung mit Fettsäuren anstatt mit Fett die Haltbarkeit tatsächlich verbesserte. Auch nach viermonatiger Aufbewahrung war äußerlich keine Veränderung wahrzunehmen.

Gemäß Analyseergebnis zersetzte sich das Sublimat kaum und es bildeten sich nur geringe Mengen Kalomel (Hg_2Cl_2). Ferner erläuterte Geissler, dass er Professor [Albert] Johnne (1839–1910), der als tierärztlicher Pathologe ebenfalls an der Tierarzneilichen Hochschule Dresden forschte und lehrte, darum gebeten habe, Desinfektionsversuche mit der von ihm entwickelten, ein Prozent Sublimat enthaltenden Seife vorzunehmen.²³ Johnne berichtete in der gleichen Ausgabe der *Pharmaceutischen Centralhalle* ausführlich über die experimentelle Vorgehensweise seiner Untersuchung. Die von ihm geprüfte „Geissler'sche Sublimatseife“ tötete Milzbrandsporen ab, wenn eine ununterbrochene Waschzeit von mindestens einer halben Minute eingehalten wurde. Wegen dieses Ergebnisses empfahl Johnne die „Geissler'sche Sublimatseife“ für Chirurgen und pathologische Anatomen als „ausserordentlich handliches, bequem anwend- und transportirbares sicher wirkendes Desinfectionsmittel“. Als besonders vorteilhaft empfand Johnne, dass dieses „selbst mit der fetten Haut innig in Berührung tritt und für dieselbe Reinigungs-, Entfettungs- und Desinfectionsmittel zugleich ist.“ Er fügte noch hinzu: „In wie weit die Sublimatseife auch therapeutische Verwendung finden kann, bleibt weiteren Versuchen vorbehalten.“²⁴ In der Beilage der nächsten Ausgabe der *Pharmaceutischen Centralhalle* erschien eine Werbeanzeige der „Toiletteseifen- und Parfümerie-Fabrik T. Louis Guthmann“, die darauf aufmerksam machte, dass Sublimat-Seife neben ihrer Verwendung bei Hautkrankheiten „sehr beachtenswerth als Desinfectionsmittel“ sei.



Abb. 8: Werbung in Beilage der *Pharmaceutischen Centralhalle*

Sapo unguinosus – eine emulgierende Salbengrundlage

Dass Unna die dermatotherapeutische Anwendung medizinischer Seifenpräparate am Herzen lag, kann man seinem Beitrag über *Medizinische überfettete Kaliseifen (Salbenseifen)* in den *Monatsheften für Praktische Dermatologie* entnehmen. Darin bevorzugte Unna nicht mehr überfettete, wirkstoffhaltige Stückseifen, sondern Kalischmierseifen, die in Apotheken je nach Indikation in unterschiedlichster Modifikation rezeptweise hergestellt werden konnten und deren Haltbarkeit wegen des raschen Verbrauchs von geringerer Bedeutung war als die von lagerhaltigen festen Stückseifen. Unna erläuterte, dass ihn die übliche Praxis der Quecksilberschmierkur zur Bekämpfung der Syphilis veranlasst habe, weitere Wirkstoffe in eine überfettete Kaliseife einzuarbeiten und zur Therapie anderer Hauterkrankungen einzusetzen. Einer neutralen Schmierseifengrundlage wurden je nach Art des einzuarbeitenden Arzneistoffes variable Mengen an Fett zugesetzt. Unna wählte für die von ihm eingeführte Arzneiform einen neuen Namen: „Da die so überfetteten Kalischmierseifen gleichsam zwischen den gewöhnlichen Seifen und Salben in der Mitte stehen, schlage ich statt jenes langen Namens mit adjektivischem Zusatz die kurze Bezeichnung: Salbenseife (*Sapo unguinosus*) für diese Form unsrer Medikamente vor.“ Dass Unna von „unsren Medikamenten“ sprach, zeigt die Wertschätzung für die geleistete pharmazeutische Entwicklungsarbeit: „Die von mir angewandten fundamentösen Salbenseifen sind bei den Herrn Beiersdorf (Altona, Wohlers Allee 40) und Dr. Mielck (Schwanenapotheke, Hamburg) vorrätig. Hr. Th. Douglas (Seifenfabrikant, Eimsbüttel) stellt die Salbenseifengrundlage (unüberfettet) dar.“ Salbenseife diene somit als neuartige Salbengrundlage und Träger für in der Dermatotherapie häufig eingesetzten Wirkstoffe, wie Quecksilber oder Teer. „*Sapo unguinosus*“ mit Ichthyol-Zusatz setzte Unna bei „intertriginösen“ Er-

krankungen ein sowie bei seborrhoischem Ekzem, Rosacea, Furunkulose und Akne.²⁵ Ichthyol führte erstmals Unna in die Dermatotherapie ein, da es eine modifizierte Schwefeltherapie ermöglichte, die wesentlich besser hautverträglich war als anorganische Schwefelpräparate.²⁶ Ferner nahm Unna auch „*Sapo unguinosus Kalii jodati*“ in seine Therapie auf, nachdem ihn Wilhelm Hildemar Mielck (1840–1896) darauf aufmerksam gemacht hatte, dass die Vorschrift der zweiten Auflage der *Pharmacopoea Germanica* für „*Unguentum Kalii jodati*“ zu einem völlig ungenügenden Präparat führte, das durch Freiwerden von Jod während der Lagerung rasch eine gelbe Farbe annahm.

Mielck erläuterte in einem Aufsatz seine chemisch-galenischen Überlegungen zu dieser Salbe und kritisierte die ungeeignete offizinelle Paraffingrundlage, in die eine wässrige Kaliumjodid-Lösung nicht einzuarbeiten war. Er empfahl stattdessen, eine mit Schmalz überfettete Kalischmierseife als Vehikel zur Einarbeitung des wasserlöslichen Wirkstoffs zu nutzen. Er bezweifelte jedoch, dass sich „Kalischmalzseife“ dauerhaft gegen das gerade eingeführte und vielfach angepriesene „Lanolin“ durchsetzen würde: „Augenblicklich steht allerdings das Lanolin auf der Höhe der Anpreisung, und die Kalischmalzseife, nicht gestützt durch den supponierten Vorzug rascher als alles andre durch die Haut hindurch zu marschieren und auf diesem Marsch alle medikamentösen Beimengungen mitzuschleppen, wird wohl kaum zur Zeit den Kampf mit demselben aufnehmen dürfen. Doch aber teilt sie mit dem Lanolin folgende kaum lobenswerte Eigenschaft nicht: sie riecht nicht nach Bockschweiß, sie ist nicht mißfarbig gelbbraun, sie ist nicht auf der Haut verrieben nicht harzig zäh und Haare verklebend, sie enthält nicht stets wandelbare Mengen von Wasser untermischt.“²⁷



Abb. 9: Werbung für Canz'sches Mollin

Mit überfetteter Schmierseife befasste sich ferner auch ein Leipziger Dermatologe, der in einem Aufsatz über „Mollin“, eine um 17% überfettete „*Sapo mollis*“, zur Pflege gereizter Haut und ein mögliches Vehikel zur kutanen Applikation von Quecksilber, „*Pix liquida*“ und weiteren Wirkstoffen berichtete. Er wies auf den „Herrn Apotheker Theodor Canz in Leipzig“ hin, der nach ärztlicher Verordnung „*Mollinum Hydrargyri cinereum*“, „*Mollinum carbolicum*“, „*Mollinum salicylicum*“ oder „*Mollinum sulfoichthyolicum*“ herstellen würde. Kirsten merkte zudem an, dass „Mollin auch in ganz vorzüglicher Weise zur Herstellung der sogenannten Saponimente geeignet sein dürfte“.²⁸ Die neu eingeführte Grundlage „*Sapo unguinosus*“ weckte erkennbar das Interesse des Apothekers und Unternehmers Eugen Dieterich (1840–1904), der galenische Präparate in fabrikmäßigem Maßstab in der „Papier- & chemischen Fabrik in Helfenberg bei Dresden“ zum Verkauf in Apotheken herstellte.²⁹ Dieterich gab zudem Fachliteratur, wie das *Neue Pharmaceutische Manual*, heraus, um seine Kollegen bei ihrer praktischen Tätigkeit in Rezep-

tur und Defektur mit erprobten Vorschriften zu unterstützen. Ferner veröffentlichte er in den *Helfenberger Annalen* die Ergebnisse eigener Laboruntersuchungen von Ausgangsstoffen und Präparaten, die für Apotheker der Praxis von großem Nutzen waren. In der ersten Ausgabe des *Neuen Pharmaceutischen Manuals* aus dem Jahr 1887 finden sich zahlreiche Vorschriften für Seifen, beispielsweise für „Sapo stearinicus“, eine feste Natronseife, aus der Apotheker durch Pulvern und Vermischen mit „Acidi cabolici puri“ für Ärzte eine desinfizierende „Sapo carbolisatus“ herstellten, obwohl Dieterich kritisch anmerkte: „Es ist, wie sich in der Praxis zeigte, der Gehalt an Carbolsäure nicht zu hoch bemessen.“ Mit Kaliumcarbonat, gebranntem Kalk und Leinöl siedeten Apotheker „Sapo kalinus“. Ersetzte man „Olei Lini“ durch „Olei olivarum provincialis“, erhielt man „Sapo kalinus albus“, aus der durch Zusatz von metallischem Quecksilber, grauer Quecksilbersalbe und Schweineschmalz „Sapo mercurialis“ gewonnen wurde. Dieterich führte zudem mit Schmalz überfettete „Sapo unguinosus. Sapo leniens“ auf: „Die Salbenseife, welche sich durch Neutralität und die Eigenschaft, wie eine Salbe eingerieben werden zu können, auszeichnet, wird in bestimmten Fällen als Salbenkörper benutzt. Sie enthält 12 pCt. unverseiftes Fett.“ Dieterichs Herstellungsvorschriften für „Sapo unguinosus ichthyolatus“, „Sapo unguinosus Kalii jodati“, „Sapo unguinosus mercurialis“ sowie „Sapo unguinosus piceo-ichthyolatus“ zeigen, dass er Unnas Publikation über medikamentöse Salbenseifen aufmerksam gelesen hatte.³⁰ Um sich von der Haltbarkeit medikamentöser Salbenseifen zu überzeugen, prüfte Dieterich diese unmittelbar nach der Herstellung und dann nochmals nach „vierwöchentlichem Aufbewahren in verschlossenen Glasbüchsen“. Während sich einige Arzneistoffe, wie Ichthyol, Teer, Jodoform, Chloroform oder Thymol, als haltbar in „Sapo unguinosus“ erwiesen, zersetzten sich Salbenseifen mit Chryso-robin oder Tannin. Zudem zersetzten

sich Seifenpräparate, denen Kaliumjodid zugesetzt worden war. Dieterich äußerte sein Erstaunen darüber, dass Mielck Salbenseife mit Zusatz von „Kalii jodati“ für haltbar hielt, und vermutete, dass dieser das Entstehen von freien Fettsäuren nicht bemerkte, weil er keine Säurebestimmung durchführt, sondern die Lagerfähigkeit nur anhand einer unauffälligen äußeren Beschaffenheit beurteilt hatte.³¹

Saponimenta, Linimenta, Lanolimenta und Stili als Galenika für die Dermatotherapie

Vielleicht aufgrund der Feststellung von Unverträglichkeiten bestimmter Wirkstoffe mit „Sapo unguinosus“ äußerte sich Eugen Dieterich in einem weiteren Abschnitt des *Neuen Pharmaceutischen Manuals* 1887 sehr positiv zu seifenhaltigen, dickflüssigen Einreibemitteln, die er als *Saponimenta* bezeichnete: „Der Opodeldok mit verschiedenen medicamentösen Zusätzen wird an Stelle der medizinischen Seifen in der Dermatotherapie angewandt und hat vor jenen für den Apotheker den Vorzug, dass derselbe sich diese Zusammensetzungen selbst und in kleinen Mengen herstellen und sie nicht bloß in der Rezeptur, sondern vor Allem im Handverkauf verwerthen kann.“ Angefangen bei „Saponimentum camphoratum. Gewöhnlicher Opodeldok“ über „Saponimentum Cantharidini“, „Saponimentum diachylon“ oder „Saponimentum diachylon cum Hydrargyro“, bis hin zu den erst jüngst eingeführten Wirkstoffen in „Saponimentum Ichthyoli“, „Saponimentum Carbolisatum“, „Saponimentum Jodoformii“ oder „Saponimentum Kreosoti“ zeigt sich eine große Bandbreite an kutan anzuwendenden Arzneistoffen, deren Löslichkeit und Haltbarkeit durch ein Seifen-Alkohol-Vehikel erhöht wurde. Die dickflüssigen Dermatika konnten von den Patienten einfach angewendet werden, ohne dass eine fettige Salbe mühsam einmassiert oder eine starre Pflasterzubereitung erst erwärmt und auf die Haut aufgebracht werden musste.

Linimenta waren als weitere Arzneiform des *Neuen Pharmaceutischen Manuals* ebenfalls zum äußerlichen Gebrauch bestimmt. Sie enthielten pflanzliche Öle und Wirkstoffe, wie Chloralhydrat, Opiumtinktur oder Campher, die in „Liquor Ammonii caustici“, „Aqua Calcariae“ oder „Spiritus saponati“ eingearbeitet wurden. „Linimentum carbolisatum“ hingegen stellte man durch Erwärmen und Lösen von Carbolsäure in reinem Olivenöl her.

Ferner beschrieb und vertrieb Dieterich noch eine Reihe verschiedener *Lanolimenta*, unter denen er einerseits Lanolinsalben, wie „Lanolimentum Hydrargyri album“, und andererseits lanolinhaltige Salbenmulle, wie „Lanolimentum Hydrargyri album extensum“ verstand, bei denen Mull in einer geschmolzenen hammeltalgaltigen Salbenflotte mit weißem Präzipitat (HgCl₂) oder auch anderen Wirkstoffen, wie Carbolsäure, Borsäure, Salicylsäure, Jodoform, Ichthyol oder Resorcin, präpariert wurde.³² Das wasserhaltige und wasseraufnahmefähige Lanolin³³ wurde dabei in geschmolzene Fettgrundlagen eingeführt.³⁴ Die ebenfalls im *Neuen Pharmaceutischen Manual* aufgeführten medizinischen Pastenstifte und Salbenstifte, die unter „Stilus dilubilis“ und „Stilus unguens“ beschrieben werden, waren eine weitere dermatologische Neuerung, die auf Unna zurückzuführen war und die der punktuellen Behandlung von „umschriebenen Hautleiden“ diente. Als galenische Vorbilder dienten einerseits der Höllensteinstift und andererseits die Lippenpomade.³⁵ Unna beschrieb die galenischen Eigenschaften, die erzielt werden mussten, um die Anwendung von *Stili* zu ermöglichen. Salbenstifte mussten weich genug sein, um ohne Kraftanwendung auf die erkrankte Hautstelle aufgestrichen werden zu können, durften aber auch nicht zu rasch schmelzen. Angespitzte Pastenstifte von zäher Konsistenz und geringer Plastizität dienten zum Ausreiben von Hohlgängen und buchtigen Geschwüren und durften nicht spröde sein oder bei der Anwendung zerbröckeln.

Gebrauchsanweisung
für Desinfection bei der Cholera-gefahr mit unserem Lysol.

Für Desinfection der ganzen Körperoberfläche wird jeden Abend oder Morgen eine Wäsche mit einer Lösung von 1 bis 2 Theelöffeln voll Lysol in 10 Liter lauwarmen Wasser vorgenommen oder ein warmes Vollbad mit Zusatz von 7—14 Theelöffel Lysol auf eine Wanne von ca. 300 Liter Wasser gegeben.

Gesamtläche der Wohnung werden täglich mit obigen Beischweller gründlich aufgenommen, eventuell diese Lösung durch weiteren Zusatz von Lysol verstärkt.

Die Klosets werden vor und nach jeder Benutzung reichlich gesäubert mit einer Lösung von 1 Theelöffel voll Lysol in 1 Liter Wasser. Außerdem werden die Klosetbrücken täglich zwei mal mit der Lösung von Lysol abgewaschen. Handtücher und Bettwäsche mit obiger Lösung ausgegallt und alle Handtücher mit Lysol reichlich übergeben. Wägen, Koffer, Kisten und Kisten mit Lysol reichlich täglich mit 2%iger Lösung von Lysol (3—4 Theelöffel pro 1 Liter Wasser) zu überdecken. Wäsche von Kranken wird in 2—3%iger Lösung von Lysol geteilt.

Schülke & Mayr,
Lysol-Fabrik
Winterhude-Hamburg

Seifungsfähigkeit 10,000 Gg. pro Tg.
Verfand nach Ausland in den letzten 14 Tagen
14,000 Bälle

Das Nachschickel eines Familien wird das Präparat gerne ohne Bezahlung versandt.

Preise für Privatbedarf.
Lysol pro Fanne **1.— 1.50 2.25 4.—**
Engros-Preise auf Wunsch prompt.

1 Liter Lysol, Mf. 2.25, ergibt bei 2% Lösung 50 Liter Desinfectionsfähigkeit, mithin pro Liter 4 1/2 Pf.

Wiederverkäufer Rabatt. — Bestellungen ab Mark 3.— werden franco Haus geliefert.

Alle in Apotheken und Droguen-Handlungen nicht vorräthig, so wird das Beistell franco versandt. Telephonische Bestellungen werden sofort erledigt.

Abb. 10: Lysolwerbung 1892

Dass sich die Lösung dieser anspruchsvollen Aufgabe mit dem Zusatz verschiedener Arzneistoffe, wie Sublimat, Salicylsäure, Kreosot oder Ichthyol, in unterschiedlichen Konzentrationen als sehr aufwändig herausstellte, ist nicht überraschend. Unna merkte anerkennend an: „Herr Eugen Dieterich in Helfenberg (bei Dresden) unterzog sich dieser Aufgabe mit gewohnter Hingabe und technischem Geschick. Nachdem jetzt die Frage von seiner Seite technisch, von meiner therapeutisch bearbeitet ist, erlauben wir uns in folgendem kurz die Resultate dieser gemeinschaftlichen Untersuchung mitzuteilen.“ Unna gab dann zahlreiche Rezepturen an und erläuterte, dass wasserfreie Seife bei einigen Salbenstiften als Verdickungsmittel von Öl-Wachs-Grundlagen dienten und dass *Stili* mit sehr flüchtigen Wirkstoffen vor dem Verpacken in Stanniolpapier mit Kakaobutter überzogen werden sollten.³⁶

Vom Seifengeist zum Desinfektionsmittel

1887 meldeten sich Paul Gerson Unna und Wilhelm Hildemar Mielck in einer gemeinsamen Publikation „Über Seifengeist“ zu Wort, aus der hervorgeht, dass die Autoren sich kritisch zur Vorschrift von *Spiritus saponatus* in der zweiten Ausgabe der *Pharmacopoea Germanica* äußerten, die „offenbar ohne Beihilfe eines Dermatologen vom Fach mit einer neuen Vorschrift versehen worden sei.“ Der resultierende Seifengeist wurde als nicht ausreichend konzentriert befunden, um damit verschmutzte Hände reinigen zu

können. Seifen-geist müsse darüber hinaus auch so hergestellt werden, dass er als vorzügliches Lösungsmittel für Stoffe und Medikamente dienen konnte und sollte ähnliche Lösungseigenschaften aufweisen wie „Sulfoleate“, die erst kürzlich unter dem Namen „Polysolve“ patentiert worden waren.³⁷ In einem Beitrag in der *Pharmaceutischen Centralhalle* aus dem Jahr 1886 hatte Albert Ganswindt (geb. 1847), der sich mit der Färbung von Textilfasern befasste, auf die „Sulfoleate“ aufmerksam gemacht: „Eine Haupteigenschaft der Sulfoleate besteht in ihrem Lösungs- und Emulsionsvermögen für eine ganze Reihe von Substanzen, welche, für sich schwer oder ganz unlöslich in Wasser, unter Beihilfe der Sulfoleate aber in Lösung gebracht werden können.“³⁸ Noch 1903 werden in *Hager’s Pharmazeutisch-technischem Manuale* „Sapones, Sapones medicinales, Sapones liquidi und Sapones molles et unguinosi“ in zahlreichen Varianten aufgeführt. Ferner finden sich vielfach modifizierte Lanolinsalben im Abschnitt *Lanolimenta*. Flüssige Salben werden unter *Linimenta* abgehandelt, wobei Hager kommentierte, dass ein Liniment eine Arzneiform von dickflüssiger Konsistenz zum äußerlichen Ge-

brauch sei, vielfach jedoch der Begriff *Linimentum* auch auf dünnflüssige, rein weingeistige Mischungen zum äußerlichen Gebrauch übertragen würde.³⁹ Möglicherweise war diese Einteilung auf den Einfluss der *British Pharmacopoeia* zurückzuführen, in der 1864 „Linimenta. Liniments“ neu definiert worden waren: „The group [Liniments] has received some valuable additions in the British Pharmacopoeia. The Pharmacopoeia Committee, in order to guard against mistakes, have called *strong Tinctures* that are employed for external use by the name of Liniments, so that all the Tinctures may now be considered for internal use only.“⁴⁰ *Linimenta* wurden somit zwar alle äußerlich angewendet, dienten jedoch im Gegensatz zu Seifenlinimenten nicht nur dermatotherapeutischen Zwecken. „Linimentum Aconiti“ oder „Linimentum Belladonnae“ enthielten stark wirksame Stoffe, die ihre Wirkung nicht rein epidermal, sondern vorwiegend transdermal entfalten sollten.⁴¹

The Ladies' Home Journal for May, 1919 135

Infection Can't Dent the Lysol Line

WAVE upon wave of uncountable billions of disease germs constantly assail your life and health. The germ's business is disease and death, and it attends strictly to business.

Mental stress—loss of sleep—anything that sends your vitality below par—makes you an easy victim to disease.

But infection can't dent the Lysol line.

In every house there are germ-breeding, disease-breeding places that must be disinfected systematically, if you would make a better fight against disease than it can make against you.

Lysol Disinfectant totally annihilates all germ life at the instant of contact. No germ, no matter how great its strength, or how powerful its virulence, can live a moment in the presence of Lysol solution.

Big hospitals everywhere rely upon it to keep contagion from running riot within their precincts.

A reduction of sickness in the homes of thousands of families might be definitely traced from the time they began to disinfect regularly with Lysol.

Begin today to make your home germ-proof. Use Lysol regularly to disinfect toilets, sinks, drains, garbage cans, cuspidors, and dark, damp, sunless corners.

The regular use of Lysol is easy and economical. A 5lb. bottle makes 5 gallons of powerful disinfectant; a 25c. bottle makes 2 gallons. Get a bottle today—disinfect the danger spots mentioned above. You will then make a better fight against disease than disease can make against you.

Lysol is also invaluable for Personal Hygiene.

There is but One, True Lysol —the product made, bottled, signed and sealed by Lehn & Fink, Inc. Don't trust a counterfeit. Accept only the genuine article, sold in all drug stores, in our original yellow packages, for 25c, 50c, and \$1.00.

Lysol Toilet Soap Contains Lysol, which immediately kills germs. It is refreshing, soft, and healing and keeps your skin clean and healthy. If the hand is it, ask him to order for you.

Lysol Shaving Cream Contains Lysol, which immediately kills germs. It is refreshing, soft, and healing and keeps your skin clean and healthy. If the hand is it, ask him to order a supply for you.

Sample Mailed Free. Send us your name and address, and we will gladly send you samples of Lysol Toilet Soap and also of Lysol Shaving Cream for the use of your family.

LEHN & FINK, Inc., Manufacturing Chemists Makers of Pebeo Tooth Paste 120 William St., New York

Abb. 11: Werbung für Lysol, New York 1919



Abb. 12: Werbung für Lysoform

Die Idee, flüssige Seifen, wie *Spiritus saponatus*, zum Lösen desinfizieren-der Wirkstoffe anzuwenden, wurde weiterverfolgt. Die Auflösung anti-mikrobieller Stoffe in einer wasserhal-tigen Seifengrundlage ermöglichte – wie bereits die „Geisler'sche Subli-matseife“ als Wegbereiter – die gleich-zeitige Reinigung und Desinfektion von Händen und Flächen. 1889 erhielt der Chemiker Wilhelm Damman ein Patent für ein *Verfahren, um Theeröle vollständig in wässrige Lösung zu brin-gen*.⁴² Auf der Grundlage dieses Ver-fahrens wurde „Lysol“ als hochkon-zentrierte Lösung von „roher Carbol-säure“, einem Gemisch von Phenol und einem Isomerengemisch von Kre-solen (o-, m- und p-Methyl-Phenol), in einer eingedickten Kalischmierseife durch den österreichischen Apotheker Gustav Adolf Raupenstrauch (1859–1943) weiterentwickelt, der als „Vor-stehender der pharmazeutisch-chemi-schen Abteilung am Schmitt'schen Laboratorium zu Wiesbaden“, einer amtlichen Lebensmittel-Untersu-chungsanstalt, wirkte.⁴³ Eine Bewäh-rungsprobe bestand „Lysol“ bereits 1892, als Hamburg von einem großen Choleraausbruch heimgesucht wurde. Raupenstrauch errichtete und leitete für die Hamburger Firma Schülke & Mayr als Lizenznehmer Fabriken in Hamburg und Wien, in denen „Lysol“ in industriellem Maßstab produziert wurde. Durch Vergabe einer Produkti-onslizenz an das amerikanische Un-ternehmen Lehn & Fink entwickelte sich „Lysol“ auch in den USA zu einem erfolgreichen Desinfektionsmittel.⁴⁴

und Fabrikgründer Hans Rosemann (1867–1914) für die 1900 patentierte, formaldehydhaltige Desinfektionslö-sung „Lysoform“.⁴⁶ Die *Pharmaceuti-sche Centralhalle* berichtete 1901 in ei-nem Beitrag über die „kräftig bacteri-entödtende und stark desodorierende Wirksamkeit“ von „Lysoform“. Als Ein-satzgebiete wurde die Desinfektion von Händen, Wäsche, Kathetern, In-strumenten, Möbeln, Spucknapfen und Nachttöpfen genannt. Aufgrund toxikologischer Untersuchungen, bei denen sich „Lysoform“ als vermeint-lich ungiftig erwies, wurden zudem Lysoform-Lösungen in unterschiedli-chen Konzentrationen für Wund- und Scheidenspülungen sowie bei Hyper-hidrosis zur Beseitigung übelriechen-der Schweißes empfohlen.⁴⁷

Resümee

Um neben den nicht wasseraufnahme-fähigen, fettigen und leicht verderbli-chen „Unguenta“ sowie den starren und wenig anwendungsfreundlichen „Emplastra“ weitere kutane Arzneifor-men in der Therapie infektiöser und entzündlicher Dermatosen anwenden zu können, entwickelte Paul Gerson Unna mit Unterstützung der Hambur-ger Apotheker Paul Beiersdorf und Wilhelm Hildemar Mielck neutrale, überfettete Natron- und Kaliseifen so-wie „Sapo unguinosus“ als emulgie-rende Grundlage für die Dermatothe-rapie. Eugen Dieterich untersuchte im Labor die Lagerfähigkeit von wirk-stoffhaltigen Salbenseifen und stellte bei einigen Präparaten Inkompatibili-

Als Ersatzmittel für „Lysol“ fertigt-ten Apotheker „Li-liquor Cresoli saponatus“ gemäß der vierten Ausgabe der *Pharmacopoea Germanica* als Hände- und Flä-chendesinfektions-mittel an.⁴⁵ Kalischmierseife als Grundlage verwendete auch der Apotheker

täten fest. Weitere von Dieterich be-schriebene Seifenpräparate waren *Sa-ponimenta* mit verschiedenen Wirk-stoffzusätzen, die als Handverkaufsar-tikel in Apotheken bevorratet und von Patienten aufgrund der dickflüssigen Konsistenz einfach angewendet wer-den konnten. Seife wurde von Diete-rich zudem als verdickendes Hilfsmit-tel bei der Herstellung von Salbenstif-ten eingesetzt. Unter *Linimenta* wur-den von Hermann Hager sowohl dickflüssige seifenhaltige als auch dünnflüssige Einreibemittel ohne Sei-fenzusatz subsumiert. Seife diente als lösungsvermittelndes Adjuvans bei der Herstellung wasserlöslicher wirk-stoffhaltiger Dermatotherapeutika, bis emulgierendes *Adeps lanae* zur Einar-beitung in *Lanolimenta* zur Verfügung stand. Seifenhaltige Desinfektionsmit-tel, wie „Lysol“ oder „Lysoform“, die man zur gleichzeitigen Reinigung und Desinfektion von Händen und Flächen einsetzen konnte, bildeten den Auftakt zu breiten, präventiven Hygienemaß-nahmen in Medizin und Privathaushalten.

Summary:

Soap is produced in a chemical reaction by boiling oil or fat with alkali. Potassium salts produce soft soaps whereas sodium soaps are harder. The cleaning and dissolving efficiency of soap was devolved to medical use, for instance in treatment of contaminated wounds or scabby skin. Soaps for domestic, toilet and medical application were manufactured by chemists, druggists and pharmacists. In the 19th century the medical use of soft soap with incorporated mercury compounds increased in the therapy of syphilis. The dermatologist Paul Gerson Unna (1850–1929) cooperated with the German pharmacist Wilhelm Hildemar Mielck (1840–1896) to develop “sapo unguinosum” as a soft and neutralized soap with excess of grease, providing a dermatological basis for admixture of antiseptic active ingredients. “Spiritus saponatus” served as detergent for hand washing and also as basis for solving pharmaceutical substances for dermatological therapies. With the brands “Lysol”, containing cresols in soft soap, and “Lysoform”, containing formaldehyde in soft soap, an extensive disinfecting practice was instituted.

Keywords:

Seife, Seifengeist, Spiritus saponatus, Opodel-dok, Sapo mercurialis, Calvert's medical soap, Sapo unguinosum, Mollin, Saponimenta, Lini-menta, Lanolimenta, Lysol, Lysoform.

Abbildungsverzeichnis:

Abb. 1: Gart der Gesundheit, Mainz 1485, Kapitel 394: Sapo seyyff
Abb. 2: Sapo medic. pulv. (Oswald Peer, ©Pharmaziemuseum Brixen)
Abb. 3: Vierkantflasche (SPIRITUS): / SAPON, Glas, 2. Hälfte 18. Jh. (Dt. Apotheken Museum-Stiftung, Heidelberg, II A 965.)
Abb. 4: Standgefäß für Linimentum Opodeldok (Sverresborg Trøndelag Folkemuseum, FTT.50480)
Abb. 5: Sekundäre Syphilis, Atlas of Clinical Medicine (National Library of Medicine, NLM Unique ID 101434104; Image ID A028333)
Abb. 6: Wilhelm Hildemar Mielck (Dr. Maren Wack, Schwan-Apotheke Hamburg)
Abb. 7: Calvert´s Medical soap (Museum of Health Care, Canada, Kingston, 996001104)
Abb. 8: Werbung in Beilage der Pharmaceutischen Centralhalle (Heft Nr. 6,11.02.1886)
Abb. 9: Werbung für Canz´sches Mollin (Privatbesitz Dr. Ursula Lang)
Abb. 10: Lysolwerbung (in Beilage zu Nr. 203 des „General-Anzeiger für Hamburg-Altona“, 29. August 1892)
Abb. 11: Werbung für Lysol (Lehn & Fink, Inc., New York 1919, Reprint)
Abb. 12: Werbung für Lysoform (Privatbesitz Dr. Ursula Lang)

Anmerkungen

1 Johann Wonnecke von Kaub: Hortus sanitatis oder Gart der Gesundheit. Mainz 1485, Kapitel 394. https://publikationsserver.tu-braunschweig.de/receive/dbbs_mods_00040121 (letzter Zugriff: 20.02.2020).
2 Pharmacopoea Wirtenbergica in duas partes divisa, quarum prior, materiam medicam, historico-physio-medice descriptam, posterior, composita et praeparata, modum praeparandi et encheireses, exhibet. Jussu serenissimi domini duci adornata, et Pharmacopoetis Wirtenbergicis in normam praescripta. Accedit, taxa seu pretium medicamentorum. Stuttgart 1741, S.278f.
3 In der *Materia medica* des Pedanios Dioskurides (1. Jh.) findet sich im zweiten Buch ein Hinweis, dass Schweinefett mit Asche oder gebranntem Kalk gemischt gegen Ödeme, Entzündungen und Fisteln half. Da kein Kochvorgang erwähnt wird, handelte es sich vermutlich um eine alkalische Salbenzubereitung, jedoch nicht um eine Seife. Vgl. hierzu: [Julius] Berendes: Des Pedanios Dioskurides aus Anazarbos Arzneimittellehre in fünf Büchern. Übersetzt und mit Erklärungen versehen. Stuttgart 1902, S. 188.
4 Samuel Hahnemann: Apothekerlexikon. Teil 2, Abt. 2. Leipzig 1799, S. 199–202. Fette können als Triglycerid-Fettsäureester sowohl sauer wie auch alkalisch hydrolysiert werden. Zu Hahnemanns Apothekerlexikon vgl. auch Karl Conrath: Pharmazeutische Wissenswelten: Lexika der Pharmazie des ‚langen‘ 19. Jahrhunderts als Spiegelbild eines Wandels von der ‚technē‘ zur ‚scientia‘. Stuttgart 2017 (Quellen und Studien der Pharmazie; 110). Stuttgart 2017.
5 Unter Seifenspiritus oder Opodeldok wurde

eine halbdurchsichtige, opalisierende, gallertartige Seifenzubereitung mit ätherischen Ölen und Kampher zur äußerlichen Anwendung verstanden; vgl. hierzu Christian Friedrich Bucholz / Johann Wolfgang Döbereiner: Theorie und Praxis der pharmaceutisch-chemischen Arbeiten, oder Darstellung der Bereitungsmethoden der wichtigsten pharmaceutisch-chemischen Praeparate nach den neuesten Erfahrungen und rücksichtlich ihrer Brauchbarkeit und Vorzüglichkeit geprüft. 3. Aufl. Leipzig / Basel 1831, S. 600.
6 Leopold-Franz Herrmann: System der praktischen Arzneymittellehre. Band 2. Besondere Arzneymittellehre. Wien 1826, S. 286–300.
7 Michel Eugene Chevreul: Recherches chimiques sur les corps gras d´origine animale. Paris 1823.
8 Sigismund Friedrich Hermbstaedt: Chemische Grundsätze der Kunst alle Arten harte und weiche Seifen zu fabriciren, oder Anleitung zur rationellen Kenntniß und Ausübung der Kunst Seife zu sieden. 2. Aufl. Berlin / Stettin 1824, S. 191f. Unter „Provenceröl“ wurde ein besonders feines, natives Olivenöl verstanden, wie es in der Provence gehandelt wurde.
9 Christoph Schümann: Der Anteil deutscher Apotheker an der Entwicklung der technischen Chemie zwischen 1750 und 1850. Frankfurt am Main 1997 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften; 631), S. 134–155.
10 R[emigius] Fresenius / H[einrich] Will: Neue Verfahrensweisen zur Prüfung der Pottasche und Soda, der Aschen, der Säuren, insbesondere des Essigs, so wie des Braunsteins auf ihren wahren Gehalt und Handelswerth. Heidelberg 1843, S. 1–70.
11 Carl Deite: Die Darstellung der Seifen, Parfümerien und Cosmetica. Braunschweig 1867, S. 68–70; S.142.
12 Heinrich Auspitz: Die Seife und ihre Auswirkung auf die gesunde und kranke Haut. Wien 1867, s. auch [Ferdinand] von Hebra / Rudolf Virchow [Hrsg.]: Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie. 3. Band. Acute Exantheme und Hautkrankheiten. Erlangen 1860, S. 298–302; S. 465. Zur transdermale Resorption von Quecksilber s. auch Monika Lehmann: Zur geschichtlichen Entwicklung der Kenntnisse über die transdermale Resorption im deutschen Sprachgebiet von 1800–1930 (Basler Dissertationen zur Geschichte der Pharmazie und Naturwissenschaften; 11). Basel 1996, S. 244–269.
13 Moriz Kohn: Ueber den innerlichen Gebrauch von Carbolsäure gegen Hautkrankheiten und Syphilis. In: Archiv für Dermatologie und Syphilis 1 (1869), S. 219–236. Nach der Heirat mit Hebras Tochter Martha änderte Kohn seinen Nachnamen in Kaposi, unter dem er Berühmtheit und große Anerkennung als Dermatologe erlangte.
14 Zum Erreger der Syphilis *Treponema pallidum* s. Fritz-Richard Schaudinn / Erich Hoffmann: Vorläufiger Bericht über das Vorkommen von Spirochaeten in syphiliti-

schen Krankheitsprodukten und bei Papillomen. In: Arbeiten aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamte 22 (1904), S. 527–534. Vgl. Ralf Roßmöller: Vorkommen, Therapie und Bekämpfung der Syphilis in der Zeit von 1870 bis 1914 unter besonderer Berücksichtigung des Ruhrgebietes. Med. Diss. Bochum 2004. Bereits 1838 unterteilte der französische Venerologe Phillip Riccord (1800–1880) den klinischen Verlauf der Syphilis in ein primäres, sekundäres und tertiäres Stadium. Zum Wissensstand der Syphilis im Jahr 1867 s. auch Alois Geigel: Geschichte, Pathologie und Therapie der Syphilis. Würzburg 1867.
15 Da es im Spätstadium der Syphilis auch zu neurologischen Symptomen, wie Lähmungserscheinungen und psychischen Wesensveränderungen, kommen kann, wurden betroffene Patienten in psychiatrischen Kliniken behandelt. Das „Hôpital de la Salpêtrière“ war eine große psychiatrische Anstalt in Paris, in der Jean-Martin Charcot (1825–1893) als Neurologe forschte und arbeitete. „Savon Napolitain du Docteur Vincent“ enthielt 4 % metallisches Quecksilber.
16 [Ludwig] Schuster: Die Mercurseife (savon napolitain). In: Vierteljahresschrift für Dermatologie und Syphilis 9 (1882), S. 45–49.
17 Zu Felix Martin Oberländer vgl. Dirk Schultheiss / Friedrich Moll (Hrsg.): Die Geschichte der Urologie in Dresden. Heidelberg 2009, S. 69–72.
18 [Felix Martin] Oberländer: Die Mercurseife (Sapo mercurialis), ein neues und praktisches Ersatzmittel für die Mercursalbe. In: Vierteljahresschrift für Dermatologie und Syphilis. In: Vierteljahresschrift für Dermatologie und Syphilis 9 (1882), S. 709–717.
19 N. N.: Bericht über einen Versammlungsbeitrag von Hr. Schuster (Aachen): Die Mercurseife. In: Monatshefte für praktische Dermatologie 4 (1885), S. 396–401. Carl Neunerdt hatte die Aachener Hirschapotheke 1881 von seinem Schwiegervater Franz Peter Wings übernommen. <http://www.hirsch-apotheke-aachen.de/historie.htm> (letzter Zugriff: 11.02.20).
20 Paul Gerson Unna / Richard Volkmann (Hrsg.): Ueber medicinische Seifen. Nr. 252. In: Sammlung Klinischer Vorträge in Verbindung mit deutschen Klinikern. Innere Medicin. Nr. 62–92. (Innere Medicin Nr. 87), Leipzig [o. J.], S. 2275–2294. Wilhelm Hildemar Mielck (1840–1896), Inhaber der Schwan-Apotheke in Hamburg, und Apotheker Paul Carl Beiersdorf (1836–1896), der 1880 die Hammonia-Apotheke in Hamburg erworben hatte, hatten Unna bereits tatkräftig bei der Entwicklung und Einführung von wirkstoffhaltigen und insbesondere antiseptisch wirkenden Salbenmullen und Guttaperchapflastermullen zur dermatologischen Therapie unterstützt und setzten dabei ihre chemischen und technologisch-galenischen Kenntnisse ein. Vgl. hierzu Ursula Lang: Vom Emplastrum zum Transdermalen Therapeutischen System: Ein Paradebeispiel pharmazeutisch-technologischer Entwicklung. In: Pharmazie: Vom

Handwerk zur Wissenschaft (Veröffentlichungen zur Pharmaziegeschichte; 16). Stuttgart 2019, S. 183–198.

21 P[aul] G[erson] Unna / [Ewald] Geissler: Ueber medicinische Seifen. In: Pharmaceutische Centralhalle 26 (1885), S. 294–296; S. 304–307; S. 317–321. Ewald Albert Geissler (1848–1898) trat 1880 in die Redaktion der Pharmaceutischen Centralhalle ein, um Hermann Hager (1816–1897) zu entlasten. 1886 wurde er zum Professor für Chemie, Physik und Warenkunde an die Tierärztliche Hochschule Dresden berufen. S. Christoph Friedrich: Alfred Schneider. Pharmazeut und Publizist. In: Pharmazeutische Zeitung 164 (2019), S. 3130–3132.

22 Robert Koch / [Heinrich] Struck (Hrsg.): Ueber Desinfection. In: Mittheilungen aus dem Kaiserlichen Regierungsamte. 1. Bd. Berlin 1881, S. 234–282. Milzbrandsporen wurden für die Untersuchung der Desinfektionskraft bevorzugt eingesetzt, da diese sich als besonders widerstandsfähig herausgestellt hatten.

23 E[wald] Geissler: Sublimatseife. In: Pharmaceutische Centralhalle 27 (1886), S. 58f. Albert Johnne wurde im April 1878 als Tierarzt und Dozent an die Dresdner „Thierarzneischule“ berufen. Vgl. G. C. Haubner: Bericht über das Veterinärwesen im Königreich Sachsen für das Jahr 1876. In: Deutsche Zeitschrift für Thiermedizin und vergleichende Pathologie 4 (1878), S. 108.

24 [Albert] Johnne: Einige Desinfections-Versuche mit der Geissler'schen Sublimatseife. In: Pharmaceutische Centralhalle 27 (1886), S. 59f. Johnne befasste sich mit Mikrobiologie und mit Infektionskrankheiten von Nutztieren. Vgl. Albert Johnne: Ueber die Koch'schen Reinculturen und die Cholera-bazillen. Leipzig 1885.

25 Paul Gerson Unna: Medizinische überfettete Kaliseifen (Salbenseifen). In: Monatshefte für praktische Dermatologie 5 (1886), S. 348–356.

26 Paul Gerson Unna: Über Ichthyol. In: Monatshefte für Praktische Dermatologie 25 (1897), S. 533–539. S. auch Stefanie Bommann-Degen: 135 Jahre pharmazeutisch aufgearbeitetes Riesenblut. Die Geschichte der Ichthyol-Gesellschaft Cordes, Hermani & Co. In: Geschichte der Pharmazie 71 (2019), S. 71–82. S. auch Ursula Lang: Pech, Schwefel und Grind gegen Kahlheit und Grind. In: Pharmakon 2 (2014), S. 166–173.

27 Wilhelm Hildemar Mielck: Unguentum Kalii iodati. In: Monatshefte für praktische Dermatologie 5 (1886), S. 356–359. Dass Kaliumjodidsalbe auch als „Kropfsalbe“ bezeichnet wurde, ist ein Hinweis darauf, dass sie möglicherweise auch zur Jodtherapie bei Struma angewendet wurde. Zur Entwicklung von Lanolin als Salbengrundlage siehe auch Doris Winter: Die Entwicklung der Arzneiform „Salbe“ unter besonderer Berücksichtigung des 19. Jahrhunderts. Nat. wiss. Diss. Heidelberg 1999, S. 174–203; s. auch Ursula Lang: Mit Weiber-Arztney das Angesicht junggeschaffen machen. In: Pharmakon 7 (2019), S. 10–18.

28 Th[eodor] Alfred Kirsten: Das Mollin, ein neues Seifenpräparat als Vehikel für die kutane Anwendung dermatologischer Medikamente. In: Monatshefte für praktische Dermatologie 5 (1886), S. 337–348. Zu Mollin s. auch Winter [wie Anm. 27], S. 204–206.

29 Georg Edmund Dann: Eugen und Karl Dieterich. Begründer der wissenschaftlichen und industriellen Galenik. 1869–1969. Karlsruhe 1969. Zu Eugens Dieterich s. auch Ursula Lang: Xyla et Lineamenta medicamentosa. Imprägnierte oder präparierte Verbandstoffe. In: Geschichte der Pharmazie 69 (2017), S. 75f.

30 Eugen Dieterich: Neues Pharmaceutisches Manual. Leipzig 1887, S. 233–235.

31 Papier- und chemische Fabrik Eugen Dieterich in Helfenberg bei Dresden (Hrsg.): Sapo unguinosus und seine Anwendung als Salbenkörper. In: Helfenberger Annalen 1886. Dresden 1887, S. 53–56; s. auch N.N.: Sapo unguinosus und seine Verwendung als Salbenkörper. In: Monatshefte für praktische Dermatologie 6 (1887), S. 1068–1072. Ein anorganischer Emulgator, wie Seife, wird durch Reaktion mit einem kationischen Wirkstoff durch Komplexbildung dem System entzogen und führt zum Brechen der Emulsion.

32 Zu den von Dieterich hergestellten „Salbennullen“ oder „Unguenta extensa“ s. Lang [wie Anm. 20], S. 189f.

33 Lanolin (Lanae Oleum oder Adeps Lanae) war 1885 durch den Mediziner Oscar Liebreich (1839–1908) als neue Salbengrundlage empfohlen worden, siehe hierzu Oscar Liebreich: Ueber das Lanolin, eine neue Salbengrundlage. In: Berliner Klinische Wochenschrift 22 (1885), S. 761–764. Lanolin besitzt aufgrund der enthaltenen Wollwachsalkohole emulgierende Eigenschaften.

34 Dieterich [wie Anm. 30], S. 116–120; S. 123f; S. 235–243.

35 Dieterich [wie Anm. 30], S. 253–258.

36 Paul Gerson Unna: Ueber Salben- und Pastenstifte. In: Monatshefte für praktische Dermatologie 5 (1886), S. 157–167.

37 Paul Gerson Unna / Wilhelm Hildemar Mielck: Über Seifengeist. In: Monatshefte für praktische Dermatologie 6 (1887), S. 500–504. Auch Hermann Hager äußerte sich sehr kritisch zur geänderten Monographie des Seifenspiritus, s. hierzu Hermann Hager: Commentar zur Pharmacopoea Germanica, Editio II, 2. Band. Berlin 1884, S. 634f.

38 A[lfred] Ganswindt: Die Sulfoleate und die Polysolve-Präparate. In Pharmaceutische Centralhalle 27 (1886), S. 410–414. Heute noch dienen Fettalkoholsulfate oder Alkylsulfate, wie beispielsweise Natriumlaurylsulfat, als anorganische Tenside. Dieser Beitrag zeigt, dass Chemiker an der Entwicklung von „Sulfo-Seifen“ arbeiteten, die als Tenside beim Färben von Textilien zum Einsatz kamen, die aber auch für die Weiterentwicklung dermatologisch einsetzbarer Emulsionen Bedeutung erlangten.

39 Wilhelm Arnold / Willy Wobbe: Hager's Pharmaceutisch-technisches Manuale. 7. Aufl. Leipzig / Berlin 1903, S. 378–381; S. 383–398; S. 728–761.

40 Peter Squire: A companion to the British Pharmacopoeia. 2. Ed. London 1864, S. 131.

41 Monika Lehmann: Zur geschichtlichen Entwicklung der Kenntnisse über die transdermale Resorption im deutschen Sprachgebiet von 1800–1930. Basel 1996 (Basler Dissertationen; 11).

42 DRP 52129 „Verfahren, um Theeröle vollständig in wässrige Lösung zu bringen“, 08. Mai 1889, Wilhelm Damman in Halle a.S. Bereits 1884 war ein sehr ähnliches Präparat der Chemischen Fabrik Eisenbütten in Braunschweig unter dem Namen „Sapocarboll“ hergestellt worden, vergleiche dazu Hermann Hager: Sapocarboll, Carboll oder Phenolsaponat. In: Pharmaceutische Centralhalle 25 (1884), S. 290f; sowie Julius Schenkel: Zur Geschichte des Sapocarboll, Creolin und Lysol. In: Angewandte Chemie 4 (1891), S. 639f.

43 G[ustav] A[dolf] Raupenstrauch: Das Lysol, seine Darstellung, Eigenschaften und Prüfung. In: Archiv der Pharmacie. 229 (1891), S. 197–219.

44 Holm-Dietmar Schwarz: Raupenstrauch, Gustav In: NDB 21 (2003), S. 208. S. auch [Holm-Dietmar] Schwarz: Raupenstrauch, Gustav Adolf. In: DApoBio, Bd. II, Stuttgart 1978, S. 517.

45 Pharmacopoea Germanica, 4. Ausgabe, Berlin 1900, S. 221.

46 DRP 141744 „Verfahren zur Herstellung eines Desinfektionsmittels aus Kaliseife und Formaldehyd“, 21. Februar 1900, Lysoform GmbH in Berlin; DRP 145390 „Verfahren zur Herstellung geruchloser oder schwach riechender flüssiger Desinfektionsmittel aus Formaldehyd“, 20. Februar 1902, Zusatz zu DRP 141744, Lysoform GmbH in Berlin.

47 N. N.: Lysoform. In: Pharmaceutische Centralhalle 17 (1901), S. 514.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Ursula Lang,
Institut für Geschichte der Pharmazie
Philipps-Universität Marburg
Roter Graben 10
35032 Marburg/Lahn
E-Mail: l.ursula@t-online.de

„Wird man schon nicht unsterblich damit, bleibt es doch auf der Welt“¹

Der Apotheker und Pharmaziehistoriker Anton Wiltsh (1892–1967)

Thomas Langebner | Um die Geschichte einer Apotheke oder die Biographie eines Apothekers rekonstruieren zu können, bedarf es bisweilen vieler kleiner Mosaiksteine, die sich beispielsweise in den Archiven der Kommunen und der Standesorganisationen sowie in (Fach-)Zeitschriften finden lassen. Dieses Material in großem Stil zu sammeln, zu ordnen und verfügbar zu machen, ist ein zeitaufwändiges Unterfangen, das sich unter anderem Helmut Vester (1913–2001)² und Kurt Ryslavý (1920–1992)³ zur Aufgabe machten. Auch Anton Wiltsh war einer dieser unermüdlichen Sammler, dessen Leben und Werk es wert sind, vor dem Vergessen bewahrt zu werden.

Anton Wiltsh wurde am 5.12.1892 in Groß Hermsdorf (heute: Heřmanice u Oder) bei Neu Tischein (heute: Nový Jičín),⁴ in der heutigen Mährisch-Schlesischen Region (Moravskoslezský kraj/Tschechien), geboren.⁵ Seine Eltern Franz und Ernestine führten dort im Haus mit der Nummer 8 eine Gastwirtschaft. Beide Großväter Antons waren einfache Anbauern,⁶ doch ihr Enkel war zu Höherem berufen. Im Februar 1910, während Wiltsh noch in Troppau (heute: Opava) die 6. Gymnasialklasse besuchte, wandte sich Apotheker Otto Putze aus der nahegelegenen Stadt Jägerndorf (heute: Krnov)⁷ brieflich an ihn. Er habe von Apotheker Czeike in Troppau gehört, dass Wiltsh beabsichtige, „der Pharmazie sich zuzuwenden“, und wolle ihm daher die im Sommer freiwerdende Aspirantenstelle anbieten.⁸ Die „Kenntnis der böhmischen Sprache“ sei dabei nicht erforderlich.⁹ Im Mai 1910 schrieb ein weiterer Apotheker,

Ignaz Thanner (gest. 1922) aus der oberösterreichischen Ortschaft Traun,¹⁰ einen Brief an einen Berufskollegen, vermutlich den erwähnten Apotheker Czeike, dass er auf dessen „Anentpfehlung“ bereit sei, Wiltsh einzustellen. Der angehende Aspirant möge sich brieflich direkt an ihn wenden, denn: „Bei mir ist er gut aufgehoben und bin überzeugt, dass er sich in meinem Geschäfte bald recht wohl fühlen wird. Bitte den jungen Mann

zu veranlassen, dass er mir umgehend schreibe“ (Abb. 1).¹¹ So konnte Anton Wiltsh vom 1. August 1910 bis zum 31. Juli 1913 in der 1898 gegründeten Apotheke zum Hl. Dionysius in Traun konditionieren, also seine Ausbildungszeit absolvieren.¹² Danach begann er in Prag das Studium der Pharmazie,¹³ wurde Mitglied des „Deutsch-akademischen Pharmazeutenvereins“, als dessen (zunächst stellvertretender) Schriftführer

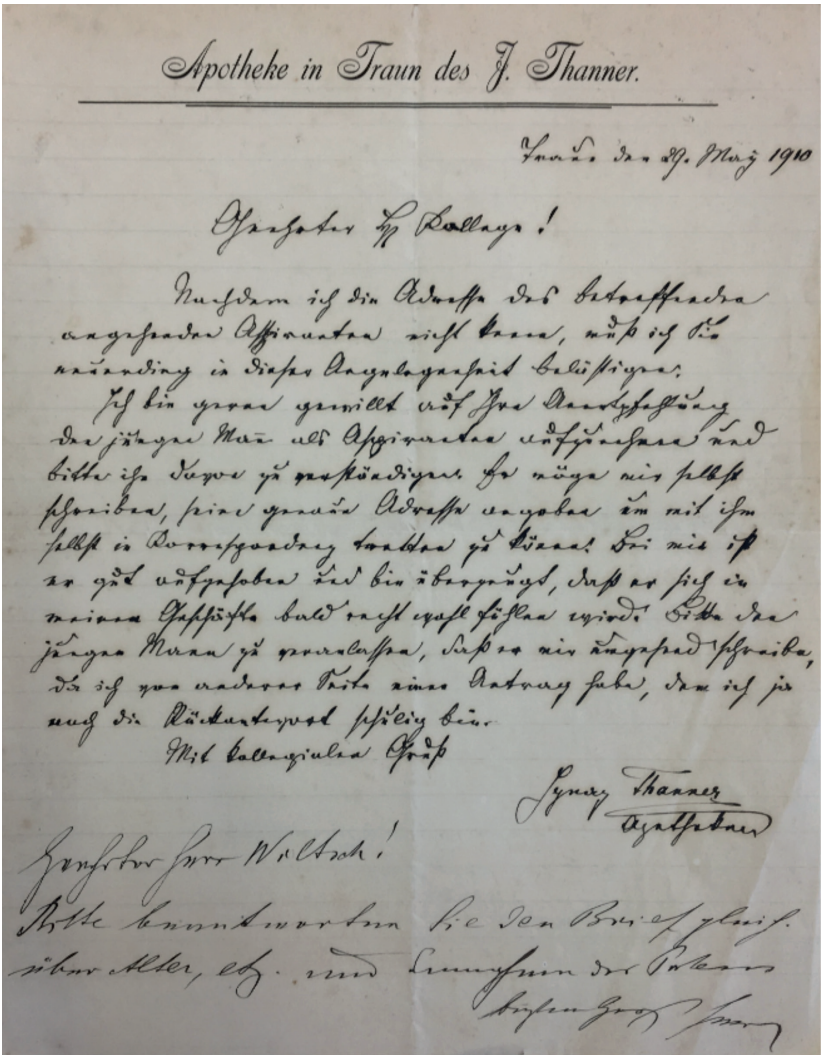


Abb. 1: Brief von Ignaz Thanner vom 29. März 1910

er fungierte¹⁴, sowie des „Vereins deutscher Pharmazeuten in Böhmen“.¹⁵ Weiterhin trat er der Fachgruppe „Gesellschaft der pharmazeutischen Hochschüler“ des „Pharmazeutischen Reichsverband für Österreich“ bei (Abb. 2).¹⁶ Im Herbst 1914 wurde Wiltsh einberufen,¹⁷ diente bei verschiedenen Sanitätsabteilungen und wurde mit dem Goldenen Verdienstkreuz am Bande der Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet.¹⁸ Noch 1918 konnte er sein Studium abschließen und war danach in der Realapotheke „Zum hl. Benedikt“ tätig, die aus der Stiftsapotheke in Kremsmünster hervorgegangen war.¹⁹ Von April 1921 bis Oktober 1922 arbeitete er in der bereits seit 1650 bestehenden Apotheke „Zum goldenen Einhorn“ in Wels²⁰ und wechselte später in die benachbarte Apotheke „Zum Schwarzen Adler“.²¹ Diese nicht minder traditionsreiche, 1576 erstmals urkundlich erwähnte Apotheke, die sich seit 1876 im Besitz der Familie Richter/Frisch befindet, leitete Wiltsh interimistisch von 1950 bis 1959²² und avancierte in der mit der Apotheke verbundenen pharmazeutischen Großhandlung zum Prokuristen (Abb. 3).²³ Mit Unterstützung seines Arbeitgebers bei der Beschaffung eines Kredites konnte er sich ein Eigenheim in Thalheim bei Wels schaffen.²⁴ Am 3. November 1967 verstarb Anton Wiltsh im 75. Lebensjahr.²⁵

Das wissenschaftliche Werk

Der Lebenslauf von Anton Wiltsh mag unspektakulär erscheinen, seine wahre Bedeutung zeigt sich erst beim Blick auf sein pharmaziehistorisches Œuvre. Dieses weist allerdings nur wenige im Druck erschienene Arbeiten auf (Tabelle 1), welche überwiegend in Bezug zur Stadt Wels stehen, aber auch darüber hinaus wichtig sind. Die Auffindung zweier Ausgaben des *Dispensatorium pharmaceuticum Austriaco-Viennense* (1737 und 1770) in der Welser Stadtbibliothek nahm Wiltsh 1935 zum Anlass, dieses Arzneibuch einer Besprechung im Kontext der Zeit zu unterziehen (Abb. 4).²⁶ Mit der Erstaufgabe von 1729 wurde erstmals ein eigenständiges Arzneibuch für Wien geschaffen,²⁷ dessen Geltungsbereich mit der 2. Auflage von 1737 auf alle österreichischen Erbländer ausgedehnt wurde. Die Ausgabe von 1770 stellt so wie die vorherigen einen weitgehend unveränderten Nachdruck dar, welcher dem im Langtitel kundgemachten Anspruch, die „hodierna die usualiora medicamenta“ anzuführen, jedoch nicht mehr gerecht werden konnte.²⁸ 1941 waren aus Anlass des vierhundertsten Todestages *Paracelsus und die Apotheker* sein Thema.²⁹ Wiltsh zeigt Paracelsus anhand von Zitaten aus seinen Werken als scharfzüngigen Kritiker der Apotheker, denn diese

„sudlens und kudlens einander, und machen dann schwaderlappen, dasz die säw lieber dreck fressen, dann jr geköcht“.³⁰ Daher sei es – so Wiltsh – den Apothekern nicht übelzunehmen, dass sie zu den Gegnern des Paracelsus zählten, dessen Rezepturen zu meist nur wenige Bestandteile umfassten, der das Quid pro Quo ablehnte und der vieles, wie das berühmte Circulatum,³¹ im Unklaren ließ. Letztlich sei aber durch die paracelsische Medizin der Arzneischatz um etliche Arzneiformen bereichert worden. Die Einführung von Chemikalien in die The-

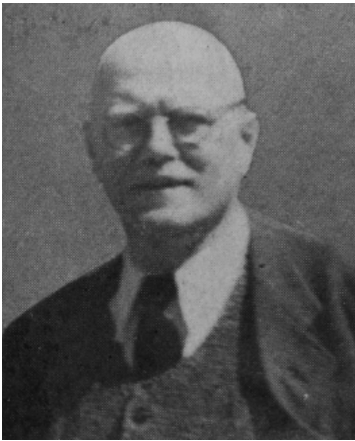


Abb. 3: Anton Wiltsh (1892–1967)

rapie habe eine Entwicklung stimuliert, welche „manche Apotheke zu einer Pflanzstätte chemischer Wissenschaft“ gemacht habe.³² 1955 beleuchtete Wiltsh *Die Konditionsverhältnisse vor 80 Jahren*.³³ Ein Brief, den der Welser Apotheker Dr. Ferdinand Valentin Vielguth (1825–1900)³⁴ 1875 an einen Bewerber um eine freie Assistentenstelle schrieb, erhellt die Lebens- und Arbeitsbedingungen der angestellten Apotheker. Als weitere Quelle nutzte Wiltsh unter anderem die ihm mündlich mitgeteilten Lebenserinnerungen³⁵ des damaligen Bewerbers, Hugo Stain sen. (1854–1943).³⁶ Sowohl die tägliche wie auch die wöchentliche Arbeitszeit waren aus heutiger Sicht unvorstellbar lang³⁷ und die Entlohnung war mit 70 fl. bei freier Wohnung und Frühstück bescheiden.³⁸ Im Vergleich zu anderen Apotheken bot Vielguth aber durchaus günstige Bedingungen, wofür er seinen Mitarbeitern „Ordnung, Genauig-



Abb. 2: Pharmazeutischer Reichsverband. Mitglieds-Karte für Anton Wiltsh

Tabelle 1: Von Anton Wiltsh verfasste pharmaziehistorische Arbeiten

- Das Dispensatorium pharmaceuticum Austriaco-Viennense, nach den Ausgaben von 1737 und 1770. In: Jahrbuch des städt. Museums zu Wels. Wels 1935, S. 95–156. (auch als Separatdruck. Wels 1936).
- Paracelsus und die Apotheker. In: Wiener pharmazeutische Wochenschrift 74 (1941), S. 351f.
- Die Konditionsverhältnisse vor 80 Jahren. In: Österreichische Apotheker Zeitung 9 (1955) S. 565–567.
- Die Steuerbeschwerde des Welser Apothekers Wolfgang Wörlinger vom Jahre 1625. In: Beiträge zur Geschichte der Pharmazie in Österreich. Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie 18 (1961) S. 111–125.

keit, freundliche Behandlung des Publikums, Selbstbeschäftigung sowie gefällige Aufmerksamkeit seinen Anordnungen gegenüber und Wahrung des guten Rufes des Geschäftes“ abverlangte.³⁹ 1961 erschien schließlich der Aufsatz über *Die Steuerbeschwerde des Welser Apothekers Wolfgang Wörlinger vom Jahre 1625*. Darin behandelt Wiltsh anhand eines im Stadtarchiv Wels aufgefundenen Dokuments die ökonomischen Verhältnisse eines kleinstädtischen Apothekers in einer politisch und wirtschaftlich schwierigen Zeit.⁴⁰ Eine weitere Arbeit zu Apotheken und Apothekern in Wels, deren gemeinsame Abfassung der Welser Apotheker Edmund Stain (1926–1974)⁴¹ anregte, gelangte nie zur Veröffentlichung.⁴² Sein Hauptwerk aber, die „Sammlung Wiltsh“, hütet die Bibliothek der österreichischen Apothekerkammer in Wien als einen besonderen Schatz. In fünf Archivkartons befinden sich 32

dicke Mappen im Mittelquart-Format (ca. 19,5 × 24,5 cm) (Abb. 5). Gefüllt sind sie mit mehreren tausend dünnen, überwiegend maschinenbeschriebenen Blättern, die zum jeweiligen Sachbegriff Verweise auf die Erwähnung in den österreichischen pharmazeutischen Zeitschriften des 19. und frühen 20. Jahrhunderts geben. Die Sortierung der Loseblattsammlung hat im Laufe der Jahre etwas gelitten und manche Teile scheinen verloren gegangen zu sein. Die Ordnungsbegriffe fallen in die drei Kategorien Präparate/Substanzen, Orte und Personen, wobei biographische Angaben zu Apothekern den umfangreichsten Teil der Sammlung ausmachen. Den Wert dieser Sammlung, insbesondere im vordigitalen Zeitalter, vermag nur derjenige zu ermessen, der weiß, dass die exzerpierten Zeitschriften, wenn überhaupt, nur einen sehr knapp gehaltenen Index aufweisen, in dem Kurznotizen nicht erfasst sind. Derartige Klein(st)-

nachrichten sind es aber, die vielfach als erste und mitunter einzige Quelle zu den Lebensdaten weniger bekannter Apotheker dienen oder zumindest einen Einstieg in deren Biographie ermöglichen. Wie die Wiederverwendung von Blättern belegt, bestand die Arbeitsweise von Wiltsh darin, zunächst handschriftliche Notizen anzulegen (Abb. 6), die dann mit der Maschine ins Reine geschrieben wurden. Die Arbeit muss Jahrzehnte gedauert haben, wurde möglicherweise bereits in den 1920er-Jahren begonnen und vermutlich bis nach 1960 fortgesetzt. Die „Sammlung Wiltsh“ wurde schon

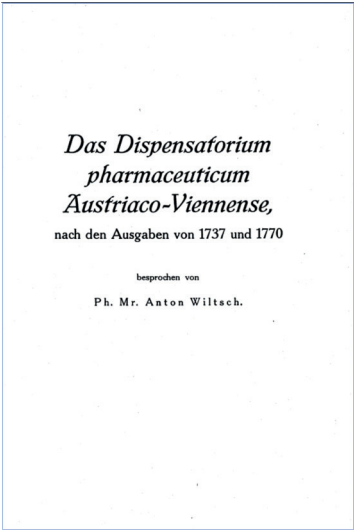


Abb. 4: Anton Wiltsh: Dispensatorium 1737 und 1770

Tabelle 2: Von Anton Wiltsh (mit)verfasste Einträge im Österreichischen Biographischen Lexikon (ÖBL).

- Kwisda, Ferdinand (1841–1897), Apotheker ÖBL 1815–1950, Bd. 4 (Lfg. 20, 1969), S. 386.
- Kwisda von Hochstern, Franz Johann (1827–1888), Apotheker ÖBL 1815–1950, Bd. 4 (Lfg. 20, 1969), S. 386f.
- Kyrle, Georg (1887–1937), Prähistoriker und Speläologe ÖBL 1815–1950, Bd. 4 (Lfg. 20, 1969), S. 387f. Verf.: Salzer-Wiltsh.
- Lamatsch, Johann (1817–1884), Apotheker ÖBL 1815–1950, Bd. 4 (Lfg. 20, 1969), S. 410
- Lerch, Joseph Udo (1816–1892), Pharmazeut und Chemiker ÖBL 1815–1950, Bd. 5 (Lfg. 22, 1970), S. 151. Verf.: Oberhummer-Wiltsh.
- Liegel, Georg (1777–1861), Pomologe und Pharmazeut ÖBL 1815–1950, Bd. 5 (Lfg. 23, 1971), S. 208f.
- Nowak, Gustav (1846–1921), Pharmazeut und Politiker ÖBL 1815–1950, Bd. 7 (Lfg. 32, 1976), S. 162f.

zu seinen Lebzeiten von Historikern konsultiert⁴³ und ebenso bei der Abfassung von Einträgen für den ersten Band der *Deutschen Apotheker-Biographie* als Ausgangspunkt herangezogen.⁴⁴ Die größte Wertschätzung wurde Wiltsh und seiner Sammlung wohl dadurch zuteil, dass er bei sieben, zum Teil erst posthum erschienenen Einträgen im *Österreichischen Biographischen Lexikon* (ÖBL) als Verfasser aufscheint (Tabelle 2).⁴⁵

Sammeln und Ordnen im vordigitalen Zeitalter

Wenn man die drei Sammlerpersönlichkeiten Helmut Vester, Kurt Ryslavý und Anton Wiltsh einander gegenüberstellt, so fallen Unterschiede und



Abb. 5: Archivkarton mit Mappen

Gemeinsamkeiten auf. Alle drei sammelten Materialien zur Apothekengeschichte, wobei der „besessene Sammler“ Vester⁴⁶ sich nicht auf die Dokumentation erhobener Daten beschränkte, sondern auch eine umfangreiche Bibliothek pharmazeutischen und naturwissenschaftlichen Inhalts⁴⁷ und eine bemerkenswerte Realiensammlung aufbaute. Vester und Ryslavy konnten ihr Material in Form von Monographien zur Apothekengeschichte Deutschlands⁴⁸ und Österreichs⁴⁹ veröffentlichen, während die „Sammlung Wiltsch“ nur sporadisch als Grundlage für Biographien diente. In der Methodik der Datenerhebung zeigen sich deutliche Unterschiede, die möglicherweise auch den jeweils zur Verfügung stehenden Ressourcen geschuldet sind: Der Düsseldorfer Apothekenbesitzer Vester erwarb 1949 aus dem Nachlass des Apothekers Güntzel-Lingner eine Sammlung von ca. 2.000 Fragebögen, die 1925 an alle Apotheken des Deutschen Reichs versandt worden waren, und versandte selbst weitere 8.000 Bögen, von denen 4.000 ausgefüllt zurückkamen.⁵⁰ Der in Wien lebende Apothekenbesitzer Ryslavy stützte sich auf verfügbare Veröffentlichungen zu einzelnen Apotheken, Ortschroniken, diverse Archive und „die mühsame Quelle der Fachzeitschriften“.⁵¹ Dass er diesbezüglich auf die Sammlung des 1967 verstorbene-

nen Anton Wiltsch zurückgriff, ist wahrscheinlich, aber nicht belegt. Wiltsch, der in der oberösterreichischen Kleinstadt Wels ansässig war,

hatte zuvor die pharmazeutische Standespresse des 19. und frühen 20. Jahrhunderts akribisch ausgewertet, wobei sich vereinzelt auch Zeitungsausschnitte und Ähnliches als Einsprengsel bei den Karteiblättern finden. Allen drei Apothekern und Sammlerpersönlichkeiten ist gemeinsam, dass sie eine unverzichtbare Grundlagenarbeit leisteten, die Forschern und pharmaziehistorisch Interessierten noch heute von großem Nutzen ist.

Abbildungsnachweis

- Abb. 1, 2, 3: Nachlass Wiltsch (Stadtarchiv Wels)
- Abb. 4, 5, 6: Bibliothek der Österreichischen Apothekerkammer, Wien.
- Abb. 4: Separatdruck aus: Jahrbuch des städtischen Museums zu Wels 1935. Titelblatt.

Anmerkungen

- 1 Brief von Edmund Stain an Anton Wiltsch vom 11. Februar 1962. Nicht nummeriertes Stück im Nachlass Wiltsch, Stadtarchiv Wels (Nachl. Wiltsch). Der etwa 25 Stücke umfassende Nachlass wurde dem Stadtar-

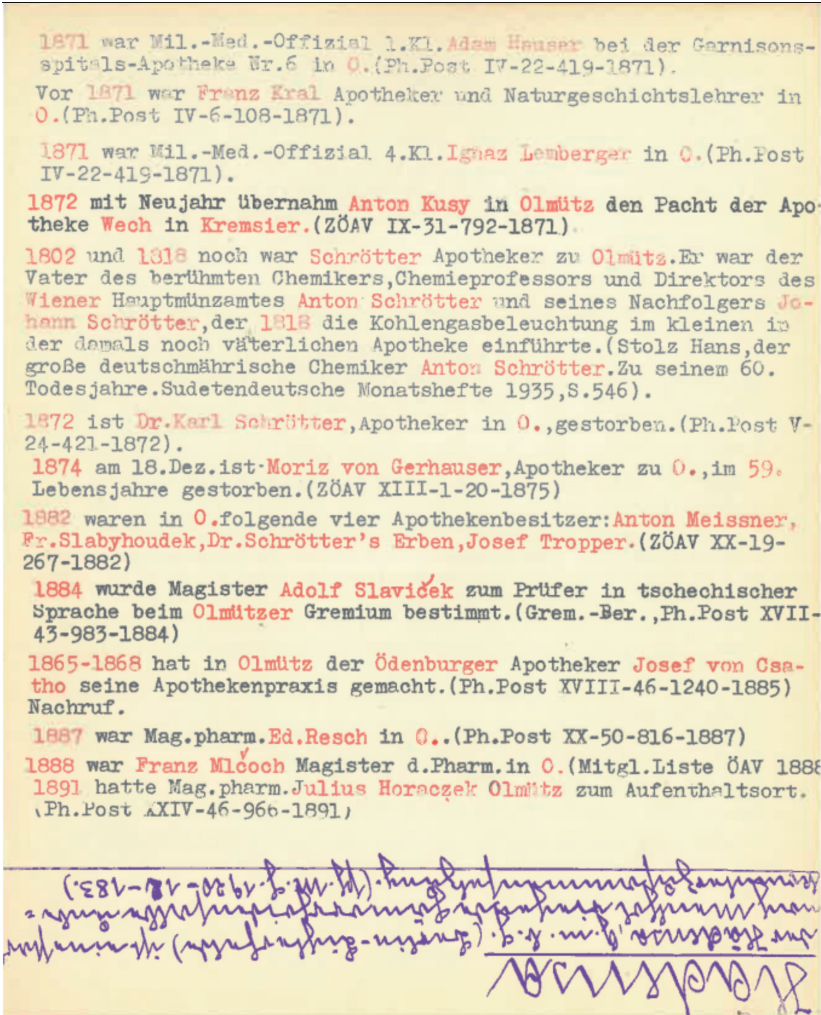


Abb. 6: Sammlung Wiltsch: Karteiblatt Olmütz

- chiv Wels im Jahr 2000 von der Apothekerfamilie Fritsch übergeben.
- 2 Frank Leimkugel: Helmut Vester (1913–2001): ein Düsseldorfer Apotheker, Sammler und Archivar. In: Christoph Friedrich (Hrsg.): Pharmazie in Düsseldorf. Stätten pharmazeutischer Praxis, Lehre und Forschung. Bd. 15. Marburg 2016, S. 71–85.
 - 3 [Otto] Nowotny: Ryslavy, Kurt. In: Wolfgang-Hagen Hein / Holm-Dietmar Schwarz (Hrsg.): Deutsche Apotheker-Biographie. Erg. Bd. 2. Stuttgart 1997, S. 261.
 - 4 Diese Gegend mit einer starken deutschsprachigen Bevölkerungsgruppe wurde auch „Kuhländchen“ genannt. Von dem dort im Mittelalter ansässigen mährischen Adelsgeschlecht der Krawarn (Páni z Kravař) leitet sich die Landschaftsbezeichnung Kravařsko ab, die in einer Art Umdeutung zu Kuhländchen (tschechisch Kráva = Kuh) wurde.
 - 5 Groß Hermsdorfer Geburts-Buch, Bd. 2, S. 102. Zemského archivu v Opavě. inv. č. 13347. Sig. Od XIII 20. 1870–1916. Heřmanice u Oder. <http://digi.archives.cz/da/permalink?xid=29e3f91ac933f2f4:-1975d06a:143e23f40fe-7fc0&scan=52#scan52> (letzter Zugriff: 29.02.2020)
 - 6 Unter Anbauern verstand man Personen, die ihre Häuser auf Gemeindegrund errichteten, über keinen eigenen Landbesitz verfügten und als Handwerker, Hausierer oder Landarbeiter am unteren Ende der dörflichen Sozialstruktur standen, s. Heinz Georg Röhrbein: Quellenbegriffe des 16. bis 19. Jahrhunderts. Hildesheim 1991, S. 13.
 - 7 Zur Geschichte der bereits vor 1580 gegründeten Apotheke „Zum weißen Engel“, S. Hans Heger: Apothekenbilder von Nah und Fern. Wien 1896, S. 41–47.
 - 8 Brief von Otto Putze, Apotheker in Jägerndorf vom 12. Februar 1910, Nachl. Wiltsch.
 - 9 In Stelleninseraten der deutschsprachigen Fachpresse der Zeit wurde ausdrücklich darauf hingewiesen, wenn Kenntnisse einer anderen Sprache beim Bewerber vorausgesetzt wurden, so z.B.: „Ein gewandter, verlässlicher Pharmaceut, ausser der deutschen einer slavischen Sprache mächtig, wird unter vortheilhaften Bedingnissen allsogleich acceptirt,“ s. Österreichische Zeitschrift für Pharmacie 9 (1855), S. 228.
 - 10 Die unmittelbar neben der oberösterreichischen Landeshauptstadt Linz gelegene, bis in die 1970er-Jahre auf über 20.000 Einwohner angewachsene Ortsgemeinde Traun („das größte Dorf Österreichs“) wurde erst 1973 zur Stadt erhoben, s. <http://www.kulturforum-traun.com/stadterhebung/> (letzter Zugriff: 29.02.2020).
 - 11 Brief von Ignaz Thanner vom 29. März 1910, Nachl. Wiltsch.
 - 12 Kurt Ryslavy: Geschichte der Apotheken Oberösterreichs. Wien 1990, S. 220.
 - 13 Gemäß der 1889 erlassenen Studienordnung bestand das Curriculum nach sechs Gymnasialklassen aus der dreijährigen Lehrzeit (Tirozinium) und dem zweijährigen Universitätsstudium, s. Alois Kernbauer: Geschichte der pharmazeutischen Ausbildung. Teil 2. Zwischen Zunft und Wissenschaft. Graz 1989, S. 272–274. Erst mit der Reform von 1922/25 wurde das Pharmaziestudium ein vollwertiges dreijähriges Studium, das nach 8 Klassen Gymnasium (Abschluss mit Matura) zu absolvieren war und auf das dann die zweijährige Apothekenpraxis (Aspirantenzeit) zu folgen hatte.
 - 14 Pharmazeutische Post 46 (1913), S. 1057 und 47 (1914), S. 480.
 - 15 Pharmazeutische Presse 19 (1914), S. 61.
 - 16 Schreiben der Verbandskanzlei vom 30. August 1913 und vom 28. November 1913, Nachl. Wiltsch. Diese Interessensvertretung der angestellten Apotheker wurde 1891 als „Allgemeiner Österreichischer Apotheker-Assistenten-Verein“ gegen den Widerstand der Apothekenbesitzer gegründet, mehrfach umbenannt und firmiert seit dem Jahr 2000 als „Verband Angestellter Apotheker Österreichs – VAAÖ“, s. <http://vaaoe.at/images/uploads/downloads/115jahrefeier-folder.pdf> (letzter Zugriff: 29.02.2020).
 - 17 Pharmazeutische Post 47 (1914), S. 749.
 - 18 Pharmazeutische Post 49 (1917), S. 241 und 50 (1918), S. 267.
 - 19 Ryslavy [wie Anm. 12], S. 240.
 - 20 Aufstellung: Pharmazeutische Mitarbeiter in der Apotheke „Zum goldenen Einhorn“ in Wels, Nachl. Wiltsch.
 - 21 Ryslavy [wie Anm. 12], S. 239 und Meldung an den „Ausschuss der konditionierenden Pharmazeuten für den Gremialbereich Oberösterreich“ vom 2. November 1922, Nachl. Wiltsch.
 - 22 Zu dieser Zeit beschäftigte die Apotheke mit angeschlossener Drogengroßhandlung bereits 8 Apotheker, 20 Drogisten und 45 weitere Mitarbeiter, s. Oberösterreichische Landesregierung (Hrsg.): Oberösterreich. Wesen und Leistung. Linz 1951, S. 263.
 - 23 Schreiben der Medizinisch-Drogengroßhandlung C. Richter & Co., Wels vom 10. November 1933, Nachl. Wiltsch. Zur Geschichte der heutigen Richter Pharma AG, s. Verena Hahn-Oberthaler / Gerhard Obermüller: Die Richter DNA: genetic history - genetic future: Von der Apotheke zum internationalen Pharma-Unternehmen. Wels 2016.
 - 24 Schreiben von Anton Wiltsch an [Mag. Hubert] Richter (1895–1949) vom 3. Februar 1938, Nachl. Wiltsch.
 - 25 Totenzettel, Nachl. Wiltsch. Nachruf in: Österreichische Apotheker-Zeitung 50 (1967), S. 708.
 - 26 Dabei griff Wiltsch auch auf die zuvor erschienene Übersichtsarbeit von Zekert zurück, s. Otto Zekert: Ein Beitrag zur Geschichte der österreichischen Pharmakopöen. In: Pharmazeutische Monatshefte 12 (1931) S. 2–4, 22–25, 55–57 u. 75–76.
 - 27 Von 1616 bis 1729 galt in Wien die Pharmacopoea Augustana, mit der das Dispensatorium pharmaceuticum Austriaco-Viennense eine große inhaltliche Übereinstimmung aufweist, s. Otto Nowotny: Die Entwicklung des Österreichischen Arzneibuches. In: Österreichische Apothekerzeitung 14 (1960), S. 240–244.
 - 28 Mit der Pharmacopoea Austriaco-provincialis von 1774 begann unter der Leitidee des therapeutischen Skeptizismus die unumgängliche Arzneischatzverringering, wobei die Anzahl der Monographien zunächst von 1.618 auf 1.029 sank, um dann mit der Pharmacopoea Austriaco-provincialis emendata von 1794 auf 666 reduziert zu werden, s. Thomas Langebner: Arzneiversorgung in Hospital und Krankenhaus: Krankenhauspharmazie in Österreich. Nat. wiss. Diss. Graz 2009. Tabelle 5 im Anhang.
 - 29 Dieser beliebte Topos wurde später auch von anderen Autoren bearbeitet, s. Wolfgang Schneider: Paracelsus und die Apotheker. In: Die Vorträge der Hauptversammlung der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie während des Internationalen Pharmazeutischen Kongresses in Luzern. Wien 1957, S. 48–60, wiedergegeben auch in Wolfgang Schneider: Mein Umgang mit Paracelsus und Paracelsisten. Beiträge zur Paracelsus-Forschung, besonders auf arzneimittelgeschichtl. Gebiet. Frankfurt 1982, S. 41–48. Zudem fungiert der Titel „Paracelsus und die Apotheker“ als Kapitelüberschrift bei Georg Schwedt (Hrsg.): Paracelsus für Chemiker. Clausthal-Zellerfeld 1993, S. 17
 - 30 *Schwaderlapp* ist ein „sudliges Gemisch, sudliche Speise, ekler Brei,“ s. Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Leipzig 1854–1961, Bd. 15, Sp. 2173f. Online Version <http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/genFOplus.tcl?sigle=DWB&lemid=GS20111> (letzter Zugriff: 29.02.2020).
 - 31 Circulatum ist ein Lösungsmittel, vom dem Paracelsus in seinen 1569 erstmals im Druck erschienenen Archidoxa mehrfach spricht. „Vom Paracelso heißt Circulatum majus so viel als Menstruum universale, oder Liquor Alcahest,“ s. Johann Heinrich Zedlers Großes vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 6. Halle 1733, Sp. 111f.
 - 32 Vgl. dazu auch Erika Hickel: Der Apothekerberuf als Keimzelle naturwissenschaftlicher Berufe in Deutschland. In: Medizinhistorisches Journal 13 (1978), S. 259–267.
 - 33 Eine ausführliche Behandlung erfährt dieses Thema bei Nicole Klenke: Zum Alltag der Apothekergehilfen vom 18. bis Anfang des 20. Jahrhunderts (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie; 92) Stuttgart 2009.
 - 34 Ludwig Ruml: Aus der Geschichte der Linzer und Welscher Apothekerfamilien Vielguth. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins 104 (1959), S. 135–149, hier S. 143f.
 - 35 Diese Lebenserinnerungen sind auch im Druck erschienen, s. Hugo Stain: Erinnerungen eines alten Pharmazeuten. Beilage zum Welscher Anzeiger Nr. 13 vom 31. März und Nr. 14 vom 7. April 1934.
 - 36 Ryslavy [wie Anm. 12] S. 238. Dessen Sohn Hugo Stain jun. (1890–1936) eröffnete 1932 die Schutzengel-Apotheke in Wels, s. Ryslavy [wie Anm. 12], S. 241.
 - 37 Der Tagdienst dauerte 12–13 Stunden, wobei zwei Assistenten alternierend den anschließenden Nachtdienst zu leisten hatten. In sieben Tagen – die Apotheke war auch sonntags geöffnet – gab es zwei freie Nachmittage.

38

Dies entspricht etwa der Kaufkraft von heutigen 840 €, also dem Bruttogehalt eines PKA-Lehrlings im zweiten Lehrjahr, s. Österreichische Nationalbank: Historischer Währungsrechner <https://www.eurologisch.at/docroot/waehrungsrechner/#/> (letzter Zugriff: 29.02.2020).

39

„Selbstbeschäftigung“, also selbst zu wissen, was zu tun ist, ist auch heute noch eine überaus schätzenswerte, aber bisweilen allzu seltene Tugend in der (apothekerlichen) Arbeitswelt.

40

1620 wurde das zuvor mit bayerischer Hilfe zwangsweise rekatholisierte Oberösterreich von Kaiser Ferdinand II. (1578–1637) gemäß dem Vertrag von München an Herzog Maximilian I. von Bayern (1573–1651) verpfändet und die Einwohner hatten die Lasten von Einquartierungen und Kontributionen zu tragen.

41

Edmund Stain war der Sohn des erwähnten Hugo Stain jun. und leitete die Schutzengel-Apotheke von 1960 bis zu seinem Tod im Jahr 1974, s. Ryslavy [wie Anm. 12], S. 242.

42

Brief von Edmund Stain an Anton Wiltsch vom 11. Februar 1962, Nachl. Wiltsch. Dieser schrieb zuvor, dazu sei „eine genaue Durchsicht der Bestände des Welser Stadtarchivs notwendig, wozu mir bisher die Zeit mangelte“, s. Anton Wiltsch: Die Steuerbeschwerde des Welser Apothekers Wolfgang Wörlinger vom Jahre 1625. In: Beiträge zur Geschichte der Pharmazie in Österreich.

Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie 18 (1961) S. 111–125, hier S. 113.

43

Der Tierarzt und Lokalhistoriker Ludwig Rumpl (1886–1977) nennt unter seinen Quellen „Aufzeichnungen des Herrn Mag. pharm. Anton Wiltsch der Welser Richter-Apotheke in Thalheim bei Wels, der sich seit Jahren mit der Geschichte der öö. Apotheken und ihrer Inhaber befasst (bisher nicht veröffentlicht)“, s. Rumpl [wie Anm. 34], S. 145.

44

Der Pharmaziehistoriker Kurt Ganzinger (1913–1994) schrieb hinsichtlich der 28 von österreichischen Autoren beigezeichneten Monographien: „Als erster Weg zur Auffindung des Stoffes dienten dabei Personalsnachrichten, biographische Angaben und Nachrufe in der älteren österreichischen Fachpresse. Dieses Material hat schon vor Jahren der inzwischen verstorbene Mag. pharm. Anton Wiltsch in Wels sorgfältig bearbeitet [...] seine hinterlassenen Aufzeichnungen waren eine wertvolle Hilfe“, s. Kurt Ganzinger: Apotheker-Biographien. In: Österreichische Apotheker-Zeitung 30 (1976), S. 623.

45

Österreichische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.): Österreichisches Biographisches Lexikon ab 1815 (2. überarbeitete Auflage – online). <http://www.biographien.ac.at> (letzter Zugriff: 29.02.2020).

46

Volker Budinger: Ein Schatz der Pharmazie-Geschichte. DAZ online vom 1.6.2016. <https://www.deutsche-apotheker-zeitung.de/news/artikel/2016/06/01/ein-schatz-der-pharmazie-geschichte> (letzter Zugriff: 29.02.2020).

47

Die „Pharmaziehistorische Bibliothek Dr. Helmut Vester“ wurde 1961 von der Medizinischen Akademie, Düsseldorf, aus der die Heinrich-Heine-Universität hervorging, erworben und bis 2014 in einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekt vollständig digitalisiert.

48

Helmut Vester: Topographische Literatursammlung zur Geschichte der deutschen Apotheken. (Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie; N. F. Bde. 9, 14, 17 u. 19). Eutin/Stuttgart 1956–1961.

49

Kurt Ryslavy: Geschichte der Apotheken Oberösterreichs, Niederösterreichs, Vorarlbergs, Kärntens, Nord-, Ost- und Südtirols, der Steiermark und des Landes Salzburg. 7 Bände. Wien 1990–1993.

50

Leimkugel [wie Anm. 2], S. 76.

51

Kurt Ryslavy: Materialien zur Geschichte der Apotheken und Apotheker Niederösterreichs. Wien 1991, S. 1.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Thomas Karl Langebner
Ordensklinikum Linz GmbH
Barmherzige Schwestern
Sailerstätte 4
A- 4010 Linz

Zytostatika mit pflanzlichen Wirkstoffen

Das vorliegende Werk untersucht Heilpflanzen, die vom 18. bis 20. Jahrhundert in der Allopathie und Homöopathie bei Krebs eingesetzt wurden. Vor dem Hintergrund zeitgenössischer Krankheitskonzepte und Therapiemethoden wird die traditionelle Anwendung sechs ausgewählter Pflanzen analysiert und unter Berücksichtigung aktueller pharmakologischer Studien einer Plausibilitätsprüfung unterzogen.

Die Studie folgt erstmals einem parallelen Forschungsansatz und leistet damit nicht nur einen Beitrag zur historischen Arzneipflanzenforschung, sondern auch zur Geschichte der Homöopathie.

Pflanzen in der Krebstherapie des 18. bis 20. Jahrhunderts unter Berücksichtigung ihres Einsatzes in der Homöopathie

Von Dr. Kerstin Grothusheitkamp.
2019. 446 Seiten. 13 farb. Abbildungen. Kartoniert.
€ 27,95 [D]
ISBN 978-3-8047-4059-4

WVG

Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft Stuttgart

Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft Stuttgart
Birkenwaldstraße 44 | 70191 Stuttgart
Telefon 0711 2582 -341 | Telefax 0711 2582 -390
www.wissenschaftliche-verlagsgesellschaft.de

Alle Preise inklusive MwSt. [D], sofern nicht anders angegeben. Lieferung erfolgt versandkostenfrei innerhalb Deutschlands. Lieferung ins Ausland zuzüglich Versandkostenpauschale von € 7,95 pro Versandstück.
<https://doi.org/10.24355/dbbs.084-202103301352-0>

WIR ERINNERN

Radix Primulae als Expektorans

Zum 50. Todestag des Wiener Gynäkologen und Universitätsdozenten Robert Joachimovits (1892–1970)

Lisa Garweg/Frank Leimkugel | Am 13. Juli 2020 jährt sich zum 50. Male der Todestag des Wiener Gynäkologen und Universitätsprofessors Robert Joachimovits. Dies soll als Anlass dienen, die bislang weitgehend unbekannte Vita und das wissenschaftliche Wirken Joachimovits' näher zu beleuchten. War er es doch, der die expektorierende Wirkung von *Radix Primulae* als Erster beschrieb und diese Droge somit aus dem Dornröschenschlaf erweckte, in dem sie noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts geschlummert hatte.

Familie und Jugend – „Ein besonderes Heim“

Robert Joachimovits¹ wurde am 6. Februar 1892 als zweites von drei Kindern des aus Ungarn stammenden Mediziners Bernhard Joachimowitz (1860–1942) und seiner Frau Klementine (1867–1952), geb. Kreiski, in Wien-Ottakring geboren.²

Roberts Kindheit sowie seine akademische Entwicklung waren stark geprägt durch sein intellektuelles Elternhaus. Als hoch angesehener Arzt war sein Vater beliebter Gastgeber und dessen Wiener Haus ein Ort der Begegnung für bekannte Persönlichkeiten aus Kunst und Kultur. So erinnert sich Roberts Nichte Erika, Tochter seiner älteren Schwester Alice, im Jahre 1970: „Mein Großelterliches Haus war ein Treffpunkt von Schriftstellern, Malern, Künstlern jeder Art, ein besonderes Heim“.³

Dieses von Bildung und Kultur geprägte Umfeld prägte wohl auch Roberts große Wissbegierde. Bereits als Gymnasiast besuchte er Arabisch-Vorlesungen und interessierte sich darüber hinaus für Philosophie und Medizin.⁴

Medizinische Karriere bis zum „Anschluss“

Nach Abschluss des Gymnasiums mit Auszeichnung nahm er 1911 das Medizinstudium an der Wiener Universität auf, unterbrach es aber von 1914 bis 1918 wegen des Kriegsdienstes. Insgesamt war er 31 Monate in kroatischen Regimentern als Bataillonsarzt an der Front. Weitere elf Monate arbeitete er in der chirurgischen Abteilung des Truppspitals Osijek.⁵ Nach Wien zurückgekehrt, wurde er am 30. Juli 1919 zum „Doktor der gesamten Heilkunde“ promoviert. In der Folgezeit arbeitete Joachimovits bei verschiedenen Universitätsinstitutionen als Assistent – am Institut für experimentelle Pathologie, der III. Wiener Medizinischen Klinik, der I. Universitätsfrauenklinik bei Heinrich von Peham (1871–1930)⁶ sowie unter Hans Horst Meyer (1853–1939)⁷ am Institut für Pharmakologie. Er erwarb chirurgische Kenntnisse an der II. Universitätsklinik für Chirurgie und trat 1923, ebenfalls als Assistent, in die Frauenabteilung der Poliklinik unter der Leitung von Constantin Bucura (1874–1935)⁸ ein, der er die folgenden zehn Jahre treu bleiben sollte. In diese Zeitspanne fallen auch mehrere Forschungsaufenthalte im Ausland: 1925 verbrachte Robert Joachimovits ein Semester an der Frauenklinik von Lyon und 1927 folg-

te ein längerer Studienaufenthalt in Holländisch-Indien (Gebiet des heutigen Indonesiens) auf Sumatra.⁹

Den vorläufigen Höhepunkt seiner akademischen Laufbahn stellten die Habilitation am 24. Dezember 1930 und die damit verbundene Privatdozentur für Geburtshilfe und Gynäkologie dar. Bemerkenswert ist, dass sich trotz der zahlreichen Stationen im In- und Ausland, während derer Robert Joachimovits seine medizinischen Kenntnisse vertiefen konnte, einer seiner ehemaligen Lehrer, der in der Wiener Ärzteschaft bedeutende Gynäkologe Heinrich von Peham, in einer ersten Sitzung des Professoren Ausschusses gegen die Habilitationszulassung aussprach. Er begründete dies damit, dass seiner Ansicht nach die praktische Beherrschung des Faches mit all seinen Gebieten beim Habilitationsbewerber nicht gegeben sei.¹⁰ Die Grün-



Abb. 1: Die Familie Joachimowitz – Robert mit seinen Eltern Bernhard und Klementine sowie den beiden Schwestern Marianne (oben) und Alice (unten)

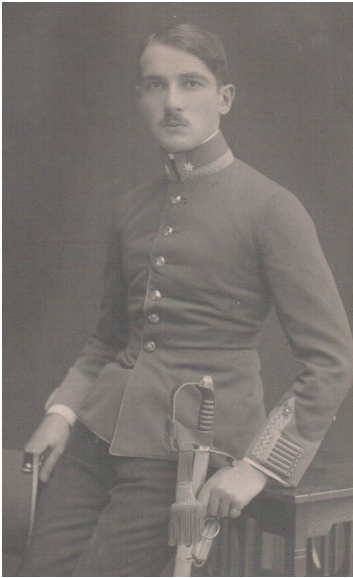


Abb. 2: Robert Joachimovits in Uniform

de, die von Peham zu seinem negativen Votum bewogen haben mögen, sind nicht bekannt. Es stand jedoch im Gegensatz zu den durchweg positiven Bewertungen der anderen ehemaligen Vorgesetzten. Sie hatten Joachimovits bereits in diversen Empfehlungsschreiben bescheinigt, dass er ein sehr begabter Mediziner sei, der die Fähigkeit besitze, eine Klinik zu leiten.¹¹ In einer zweiten Sitzung des Ausschusses, die ohne den zwischenzeitlich verstorbenen von Peham stattfand, setzten sich letztlich die anderen akademischen Lehrer durch und votierten für eine Zulassung Joachimovits'.¹²

Eine Klinikleitung war Robert Joachimovits allerdings bis 1938 nicht vergönnt. Vielmehr war er als niedergelassener Frauenarzt in der Wiener Praxis seines Vaters tätig.¹³ Von seiner Privatdozentur machte er hingegen Gebrauch: so ist bekannt, dass er Vorlesungen zur „Einführung in die geburtshilfliche Diagnostik“ sowie über die „Grundlagen der gynäkologischen Untersuchung und Therapie“ hielt.¹⁴

Kriegszeit und Exil

Im Zuge der Ereignisse bei dem „Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich“ und der damit verbundenen Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde Robert Joachimovits am 22.

April 1938 die Venia Legendi entzogen, da er als „Nichtarier“ galt.¹⁵ Er war 1892 zwar in den mosaischen Glauben hineingeboren worden, indes verließen seine Eltern bereits drei Jahre später die israelitische Religionsgemeinschaft und ließen ihren Sohn römisch-katholisch taufen.¹⁶ Sein Status laut Reichsbürgergesetz von 1935 blieb jedoch unklar. Hatten erste Recherchen der Nationalsozialisten zu Joachimovits' Herkunft noch ergeben, dass seine Mutter „Volljüdin“ und sein Vater „deutschblütig“ oder „artverwandt“ sei, so zeichnete eine Abstammungsskizze des rassenpolitischen Amtes von 1941 ein anderes Bild. Es stellte sich heraus, dass Klementine Joachimowitz zwar von dem jüdischen Ehepaar Kreiski kurz nach ihrer Geburt aufgenommen und erzogen worden war, ihre leiblichen Eltern aber „artverwandt“ waren und sie somit als „Arierin“ galt. Bernhard Joachimowitz hingegen wurde nun als „bestenfalls Halbjude“ bezeichnet.¹⁷

Unter Umgehung des Dienstweges bat Robert Joachimovits 1938 in einem an den Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung in Berlin gerichteten Brief, seinen Fall wohlwollend zu prüfen, in der Hoffnung, auch weiterhin seiner Lehrtätigkeit nachgehen zu können. Dabei verwies er neben seinen Verdiensten im Bereich der Gynäkologie auf seine lange Frontdienstleistung während des Ersten Weltkrieges, für die er sogar mit der „bronzenen Tapferkeitsmedaille“ sowie dem „Signum Laudis mit Schwertern“ dekoriert worden sei.

Trotz aller Bemühungen wurde sein Gesuch abgelehnt. In einem ministeriellen Schreiben vom 24. Oktober 1938 teilte man Joachimovits mit, dass der Widerruf der Venia Legendi aufrecht erhalten bleibe. In der entsprechenden Akte findet sich der folgende Vermerk: „Joachimovits kommt mit Rücksicht auf seine Abstammung trotz seiner Verdienste [...] für die Privatdozentur nicht mehr in Betracht“.¹⁸ Auch als niedergelassener Arzt konnte er, bedingt durch das Reichsbürgergesetz (Verordnung vier), nicht mehr praktizieren. In seiner Heimat solchermaßen

mit einem Berufsverbot belegt, suchte er sich jenseits der Landesgrenzen eine neue Wirkungsstätte.¹⁹

Sein Weg führte ihn Ende 1938 in das Königreich Jugoslawien, wo er zunächst als Primarius der Chirurgie im Zivilspital von Meline (Kroatien), späterhin als Chefarzt für Gynäkologie im Volksspital von Budva, im heutigen Montenegro gelegen, tätig war.²⁰ Im April 1941 begann der Balkanfeldzug, in dessen Verlauf die deutschen Truppen Jugoslawien und Griechenland besetzten. Robert Joachimovits harnte dennoch einen Großteil der Zeit an Ort und Stelle aus. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges kehrte er 1945 wieder zurück nach Wien.²¹

Nachkriegszeit

Am 10. September 1945 wurde Joachimovits von der Wiener Universität erneut als Privatdozent für Geburtshilfe und Gynäkologie zugelassen und konnte somit seine Lehrtätigkeit wieder aufnehmen. Nur wenige Wochen später folgte die Ernennung zum außerordentlichen Professor.²² Schnell wuchs jedoch sein Unmut, da ihm trotz seiner großen Erfahrung in der Gynäkologie, Chirurgie und Pharmakologie und der durchweg positiven Empfehlungen seiner ehemaligen Dienstherren weder die Leitung eines Spitals noch einer Klinik anvertraut wurde. Als Grund dafür sah er die Vetternwirtschaft innerhalb der Wiener Verwaltung und die Begünstigung von Parteifreunden bei den Besetzungen der Stellen. Parteizugehörigkeit mochte ihm als *Conditio sine qua non* für eine adäquate wissenschaftliche Laufbahn erscheinen, da er keiner Partei angehörte.²³ Frustriert konstatierte er in einem Brief aus dem Jahr 1947: „Ich kann nicht sagen, dass ich aus eigener Erfahrung – bin 1945 Juli nach Wien, wo ich geboren wurde zurückgekehrt, [...] – was die Medizin anlangt, bestätigen kann, dass von Seiten der Verantwortlichen und Referenten alles getan wurde und wird, um der Begabung und dem Genie zur verdienten Wirksamkeit zu verhelfen; vielmehr werden persönliche Bekannt-



Abb. 3: Robert Joachimovits (rechts) mit seinem Schwager Richard Wasicky

schaften und persönlicher Einfluss von ein paar Leuten, die nicht genügend Einblick haben, massgebend für Besetzungen von Kliniken und Spitälern, es erhält vielfach der weniger Befähigte durch Cliquen- und Parteiwirtschaft vor dem Besseren ein grosses Wirkungsfeld, zum Schaden der Allgemeinheit und des Aufschwunges unserer Wissenschaft und Arbeit“.²⁴

Seine Enttäuschung war so groß, dass er trotz seiner Heimatverbundenheit ins Auge fasste, Österreich erneut zu verlassen: „Ich habe von 2 Seiten eine Auslandsberufung erhalten und vor einer derselben zu folgen, da ich hier weder eine Klinik, noch ein Spital bekam, wie es mir verdienstermaßen gebührt“.²⁵ Obwohl er die Emigrationspläne vorerst nicht in die Tat umsetzte, wuchs in ihm das Bedürfnis nach Wertschätzung seiner akademischen Leistungen. 1949 klagte er: „Wie Sie vielleicht beobachtet haben wurde mir, – der aus Heimatliebe und keinem anderen Grunde 1945 nach Wien zurückgekehrt war –, bis nun weder eine Klinik noch ein Primariat anvertraut – vielleicht darum, weil ich keiner Partei zugehöre aber sicher nicht aus sachlichen Erwägungen, die doch allein massgebend sein sollten. Auch in letzter Zeit erst wieder – ich bin primo loco zum Landessanitätsrat für die Poliklinik vorgeschlagen, höre ich von allerlei politischen Quertreibereien, u. a. seitens eines sozialdemokrati-

schen Stadtrates, der mit mir ins Gymnasium ging!!! Es wird also gar kein Wert auf gute Ärzte gelegt, wie ich sehe; und so sehe ich, wenn das so bleibt – einen grossen Niedergang der Wiener Ärzte in Ansehen und Können voraus. Andererseits habe ich vom Auslande – von 4 Ländern! Berufungen als Ordinarius für mein Fach bekommen. Ist es darum nicht begreiflich, wenn ich mit meinen Publikationen zurückhalte und in der Tat daran denke, meine Arbeitskraft einem anderen Lande zur Verfügung zu stellen, das die Arbeit und das Verdienst am Fache viel höher schätzt“.²⁶

In Brasilien

1957 verließ er die Heimat schließlich endgültig. Im brasilianischen Santa Maria wurde er an eben jener Universität zum Professor für Pharmakologie ernannt, an der auch sein Schwager Richard Wasicky (1884–1970) seit seiner Emeritierung (Universität von São Paulo) tätig war.²⁷ 1964 folgte Joachimovits' Ernennung zum Direktor des pharmakologischen Institutes. Während seiner brasilianischen Jahre kehrte er zwar regelmäßig zu Besuch nach Wien zurück,²⁸ doch entzog man ihm 1962 an der Wiener Universität wegen dauernder Abwesenheit die Lehrbefugnis.²⁹ Im Alter von 78 Jahren starb Robert Joachimovits am 13. Juli 1970 in seiner alten Heimat Wien an Pankreaskrebs.³⁰ In Anerkennung seiner akademischen Leistungen wurde ihm eine Ruhestätte auf dem Ottakringer Friedhof ehrenhalber gewidmet. In der Begründung des Magistrats der Stadt Wien heißt es dazu: „Robert Joachimovits gehörte zu den bedeutenden medizinischen Vertretern der Wiener Schule und war weit über Österreich hinaus bekannt. Die Magistratsabteilung 9-Stadtbibliothek glaubt deshalb, daß es berechtigt ist, das betreffende Grab ehrenhalber auf Friedhofsdauer zu widmen und in die Obhut der Stadt Wien zu übernehmen“.³¹



Abb. 4: Der „Brunnen der Vertriebenen“

Erinnerung und späte Würdigung

Mit der Aufarbeitung der NS-Zeit wurden Robert Joachimovits weitere späte Würdigungen in seiner früheren Wirkungsstätte Wien zuteil. Das Wiener Josephinum, in dem sich heute das Institut für Geschichte der Medizin der Medizinischen Universität Wien befindet, zeigte im Jahre 2018 die Ausstellung „Die Wiener medizinische Fakultät 1938 bis 1945“. Die Besetzung der Lehrstühle mit Parteigenossen war dort ebenso Gegenstand wie Humanexperimente unter dem Deckmantel der medizinischen Forschung sowie die Vertreibung jüdisch-stämmiger Universitätsangehöriger und Studenten. Auch das Robert Joachimovits durch seine Vertreibung angetane Unrecht wurde kurz dargestellt.³² Darüber hinaus wird sein Name auf dem sogenannten „Brunnen der Vertriebenen“ erwähnt. Das aus mehreren Tafeln bestehende Denkmal in Form eines Brunnens wurde im November 2008 vor der Medizinischen Universität Wien errichtet. Aufgelistet sind die Namen von

82 Mitarbeitern der Universität, die zwischen 1938 und 1945 aus rassistischen Gründen vertrieben wurden.³³ Der Brunnen ist eine Ergänzung zu dem wenige Meter entfernten „Mahnmal für Opfer des Nationalsozialismus der Medizinischen Universität Wien“, das ebenfalls an die während der NS-Diktatur vertriebenen Professoren sowie an deren Studenten erinnern soll.³⁴

Wissenschaftliche Arbeiten

Nach dem Tod von Robert Joachimovits resümierte seine Nichte Erika: „Professor Joachimovits war ein hochgebogter Mensch und Gelehrter aber irgendwie weltfremd. Er hat nur für seine Wissenschaft gelebt“.³⁵ Dieses der Wissenschaft gewidmete Leben fand seinen Niederschlag in mehreren Büchern und über 70 wissenschaftlichen Artikeln aus den Disziplinen Gynäkologie, Chirurgie und Pharmakologie.³⁶ Für einen Lexikonbeitrag zu seiner Person wurde Robert Joachimovits im Jahr 1947 gebeten, seine bis dahin wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten anzugeben. In seiner Auflistung

finden sich neben zahlreichen weiteren Punkten folgende Angaben: Die „Entdeckung des Muskelzyklus in der Gebärmutter, der dem Schleimhautzyklus parallel läuft“ (1929),³⁷ die „Angabe einer neuen [...] Operationsmethode zur Behandlung der Harninkontinenz bei großen Defekten“ (1929),³⁸ die „Entdeckung des Besenginsters als Blutstillungsmedikament“ (1935).³⁹ Aus pharmazeutischer Sicht ist die „Entdeckung der Radix Primulae als Expektorans“ (1920)⁴⁰ am interessantesten.⁴¹



Abb. 6: Deckblatt der Buchveröffentlichung „Gonorrhoe der weiblichen Genitalorgane“ (1933)

In einem Aufsatz aus dem Jahr 1920 mit dem Titel *Die Radix Primulae, ein neues Expektorans*, veröffentlicht in Zusammenarbeit mit dem pharmakognostischen Institut der Universität Wien unter der Leitung seines späteren Schwagers Richard Wasicky, beschreibt Joachimovits die schwierige Lage nach dem Ersten Weltkrieg auf dem Arzneimittelmärkte. Die Arzneitherapie habe mit zwei Schwierigkeiten zu kämpfen – viele ausländische Heilpflanzen, wie *Ipecacuanha* (*Carapichea ipecacuanha*), *Quillaja* (*Quillaja saponaria*) und *Senega* (*Polygala senega*), die zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den europäischen Markt eingedrungen waren, seien zu teuer oder gar nicht erhältlich. Joachimovits vertrat daher die Ansicht, dass es „wohl auch unter dem eigenen Himmel Schätze genug“⁴² gebe. Dabei nahm er die Schlüsselblume (*Primula officinalis/Primula elatior*), die schon lange Bestandteil des volkskundlichen Arzneischatzes war, näher in Augenschein. Als Beispiel führte er den sogenannten „Professorenteel“ an, eine auf den Schweizer „Kräuterpfarrer“ Johann Künzle (1857–1945) zurückzuführende Teemischung, die laut Künzle hauptsächlich für Leute bestimmt sei, die, wie Professoren, Kommandanten und Ausrufer, viel laut sprechen müssten und daher ein sicheres und schnell wirkendes Mittel benötigten.⁴³ Einer der Hauptbestandteile dieser



Abb. 5: Mahnmal für die Opfer des Nationalsozialismus der Medizinischen Universität Wien

Teemischung war die Schlüsselblume. Aufgrund der strukturellen Ähnlichkeit der Inhaltsstoffe der Wurzeln von *Senega* und *Primula* postulierte Joachimovits eine Analogie auch hinsichtlich ihrer expektorierenden Eigenschaften. Zu ihrem Nachweis untersuchte er alle Pflanzenteile der Schlüsselblume auf die pharmakodynamischen Eigenschaften. Da die Wurzeln der Pflanze den höchsten Saponingehalt aufwiesen, entschied er sich bei seiner Rezeptur für ein Dekokt aus *Radix Primulae*. Von den 24 von ihm untersuchten Fällen (Patienten, die er mit dem Dekokt behandelte) zeigten nur zwei keine expektorierende Wirkung.

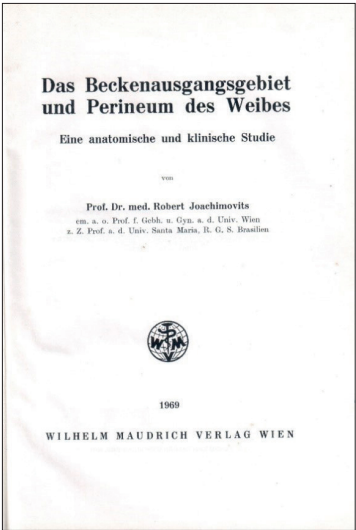


Abb. 7: Titelblatt des Buches „Das Beckenausgangsgebiet und Perineum des Weibes“ (1969)

Seine Ergebnisse fasst er wie folgt zusammen: „In der getrockneten Wurzel der *Primula*, einem vergessenen Volksmittel, wurde ein sehr wirksames, angenehm schmeckendes, und verhältnismäßig billiges Expektorans gefunden; die expektorierende Wirkung beruht in der Hauptsache auf dem Gehalt der Wurzel an mehreren Saponinen“.44 Ihre Wirkung sei etwa fünfmal so stark, wie frisch getrocknete *Senegawurzel*.45

Resümee

Robert Joachimovits hat mit seiner Beschreibung der expektorierenden Wirkung der Primelwurzel dazu beigetra-

gen, der Schlüsselblume als Heilpflanze den Sprung aus dem volkskundlichen Arzneischatz in die moderne Phytotherapie zu ermöglichen. Bekanntlich werden bis heute Kombinationspräparate aus Primelwurzel und Thymian zur Behandlung von produktivem Husten in der Selbstmedikation angeboten. Joachimovits war habilitierter Gynäkologe. Sein wissenschaftliches Interesse war indes vielfältig und keineswegs auf sein Spezialgebiet beschränkt. Die Zäsur durch das ihm 1938 angetane Unrecht (Berufs- und Lehrverbot), das ihn zur Emigration veranlasste, erscheint in seinem Leben – anders als bei anderen jüdischen Wissenschaftlern – weniger einschneidend, da ihm das Prinzip der *Stabilitas loci* ohnehin eher fremd war. Sein Leben ist gekennzeichnet durch häufige Ortswechsel bei gleichzeitig konstanter wissenschaftlicher Produktivität. Wie viele andere Rückkehrer, hatte jedoch auch er Schwierigkeiten, in der Nachkriegszeit eine seinen wissenschaftlichen Leistungen entsprechende Anstellung in Österreich zu finden. Dies gelang ihm erst mit seiner Emigration nach Brasilien.

Summary

2020 marks the 50th anniversary of the death of Austrian gynaecologist Robert Joachimovits (1892–1970). Joachimovits studied medicine at the University of Vienna, where he also habilitated as private lecturer for obstetrics and gynaecology in 1930. He lectured at his Alma Mater but was primarily working in his own gynaecological practice. With the reunification of Austria with the German Reich Joachimovits’ *venia legendi* was withdrawn as he had Jewish grandparents. He therefore saw himself forced to leave his homecountry until the end of World War II. Back in Vienna Robert Joachimovits got back his *venia legendi* in 1945, but felt uncomfortable with his professional situation. Even though he had the qualifications to be the leader of a hospital or university institution, he was not able to find an appropriate job. He finally followed an invitation of the University of Santa Maria, Brazil, in 1957, where he spent the rest of his professional life. Joachimovits died in 1970 in Vienna. Throughout his life, he published more than 70 scientific papers and was the first who scientifically described the expectorant effect of *Primula* root.

Keywords

Gynaecology, Aryanization of Universities, Brazilian pharmacy and pharmacology, processing of NS-past, *Primula* root.

Abbildungsnachweise

- Abb. 1: Die Familie Joachimowitz – Robert mit seinen Eltern Bernhard und Klementine sowie den beiden Schwestern Marianne (oben) und Alice (unten). Privates Archiv Familie Veldhuijzen.
- Abb. 2: Robert Joachimovits in Uniform. Privates Archiv Familie Veldhuijzen.
- Abb. 3: Robert Joachimovits (rechts) mit seinem Schwager Richard Wasicky (1884–1970) an der Universität von Santa Maria, Brasilien. Privates Archiv Familie Veldhuijzen.
- Abb. 4: Der „Brunnen der Vertriebenen“ vor dem Gebäude der Medizinischen Universität Wien. Privates Archiv Lisa Garweg.
- Abb. 5: Mahnmal für die Opfer des Nationalsozialismus der Medizinischen Universität Wien. Privates Archiv Lisa Garweg.
- Abb. 6: Deckblatt der Buchveröffentlichung „Gonorrhoe der weiblichen Genitalorgane“ (1933). Privates Archiv Lisa Garweg.
- Abb. 7: Titelblatt des Buches „Das Beckenausgangsgebiet und Perineum des Weibes“ (1969) von Robert Joachimovits. Privates Archiv Familie Veldhuijzen.

Anmerkungen

- 1 Die Schreibweise des Nachnamens lautet gemäß Geburtsbuch „Joachimowitz“. Ab dem Jahr 1922 benutzte Robert Joachimovits die hier verwendete Variante mit v und s für seine wissenschaftlichen Publikationen ebenso wie in der privaten Korrespondenz. Der Grund für die veränderte Schreibweise ist unbekannt. Seine Eltern und Geschwister behielten die ursprüngliche Form des Namens bei.
- 2 Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde Wien. Geburtsbucheintrag Robert Joachimowitz, 1892. In: Geburtsbuch israelitische Kultusgemeinde Ottakring, Nr. 3957, 1892; Wiener Stadt- und Landesarchiv. Historische Wiener Meldeunterlagen Bernhard Joachimowitz (ohne Archivnummer).
- 3 Josephinum – Sammlungen der Medizinischen Universität Wien. Handgeschriebener Brief von Erika Veldhuyzen-Lesk, 1970. In: Sammelakt zu Robert Joachimovits, Nr. 2872.
- 4 Brief von Erika Veldhuyzen-Lesk [wie Anm. 3].
- 5 Archiv der Universität Wien. Personalbogen Robert Joachimovits, 1930. In: Personalakt Robert Joachimovits, Nr. 160 aus 1944/1945 (005); Archiv der Universität Wien. Nationale Robert Joachimowitz 1. Semester, 1911. In: Nationale der Medizinischen Fakultät 1850-1968; Österreichisches Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Wien. Curriculum Vitae in Gesuch zur Erteilung der Venia Legendi 1930. In: Professorenakt Robert Joachimovits, AT-OeStA/AVA Unterricht UM allg. A 625.47.
- 6 Zur Biographie von Heinrich von Peham s. [Artikel] Peham, Heinrich von, Gynäkologe und Geburtshelfer. In: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 7. Wien 1978, S. 390.
- 7 Zur Biographie von Hans Horst Meyer s. [Artikel] Meyer, Hans Horst, Pharmakologe. In: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 5. Wien 1972, S. 426f.

8

Zur Biographie von Constantin Bucura s. Robert Hofstätter: Constantin J. Bucura, 1874-1935. Ein Nachruf. In: Wiener Medizinische Wochenschrift 85 (1935), S. 1354f.

9

Personalbogen Robert Joachimovits [wie Anm. 5]; Curriculum Vitae [wie Anm. 5]; Österreichisches Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Wien. Curriculum Vitae in Gesuch zur Rückerhaltung der Venia Legendi, 1938. In: Professorenakt Robert Joachimovits, AT-OeStA/AVA Unterricht UM allg. A 625.47; Josephinum - Sammlungen der Medizinischen Universität Wien. Empfehlungsschreiben ehemaliger Vorgesetzter für Robert Joachimovits. In: Sammelakt zu Robert Joachimovits, Nr. 2872; zu seinem Studienaufenthalt in Holländisch-Indien s. N.N.: Tagesbericht. In: Reichspost 34 (1927), Nr. 101, S. 4.

10

Österreichisches Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Wien. Gesuch zur Erteilung der Venia Legendi, 1930. In: Professorenakt Robert Joachimovits, AT-OeStA/AVA Unterricht UM allg. A 625.47.

11

Empfehlungsschreiben [wie Anm. 9].

12

Gesuch zur Erteilung der Venia Legendi [wie Anm. 10].

13

Wiener Stadt- und Landesarchiv. Handschriftlicher Brief von Robert Joachimovits an die Ärztekammer vom 01.08.1945, 1945. In: Personalakt Ärztekammer, 2.10.2.A1. Joachimovits Robert.6.2.1892.

14

Judith Bauer-Merinsky: Die Auswirkungen der Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich auf die Medizinische Fakultät der Universität Wien im Jahre 1938. Biographien entlassener Professoren und Dozenten. Phil. Diss. Wien 1980, S. 114-116.

15

Österreichisches Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Wien. Gesuch zur Rückerhaltung der Venia Legendi, 1938. In: Professorenakt Robert Joachimovits, AT-OeStA/AVA Unterricht UM allg. A 625.47.

16

Österreichisches Staatsarchiv, Archiv der Republik, Wien. Erhebungsbericht zu Robert Joachimovits vom 04.01.1960, 1960. In: Vermögensanmeldung Marianne Wasicky, AT-OeStA/AdR E-uReang VVSt VA Buchstabe W 3590; Matricula online, Wien. Taufregistereintrag Robert Joachimowitz, 1895. In: Taufbuch der Pfarre 16. Altottakring von 1895, 01-42, 02-Taufe_0249 (<http://data.matricula-online.eu/de/oesterreich/wien/16-altottakring/01-42/?pg=251>, letzter Zugriff 02.07.2019).

17

Privates Archiv Familie Veldhuijzen. Schreiben des Rassenpolitischen Amtes Wien vom 30.01.1941, RPA.2612.

18

Österreichisches Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Wien. Ministerielles Schreiben vom 24.10.1938. In: Professorenakt Robert Joachimovits, AT-OeStA/AVA Unterricht UM allg. A 625.47.

19

Wiener Stadt- und Landesarchiv. Schreiben der Ärztekammer vom 12.11.1949. In: Personalakt Ärztekammer, 2.10.2.A1.Joachimovits Robert.6.2.1892.

20

Archiv der Universität Wien. Personalandesblatt, 1946. In: Personalakt Robert Joachimovits, Nr. 160 aus 1944/1945 (011).

21

N.N.: Dr. Joachimovits. In: Neues Österreich 1 (1945), Nr. 103, S. 4; Wiener Stadt- und Landesarchiv. Personalakt Ärztekammer, 2.10.2.A1. Joachimovits Robert.6.2.1892.

22

Archiv der Universität Wien. Schreiben an das Dekanat der medizinischen Fakultät der Universität Wien vom 25.11.1945. In: Personalakt Robert Joachimovits, Nr. 160 aus 1944/1945 (001 und 002).

23

ÖNB = Österreichische Nationalbibliothek, Wien. Eigenhändiger Brief mit Unterschrift an das Österreich-Institut, 1947. In: Autogr. 683/2-1; ÖNB, Eigenhändiger Brief mit Unterschrift an Robert Teichl, 1949. In: Autogr. 683/2-4.

24

Eigenhändiger Brief mit Unterschrift an das Österreich-Institut [wie Anm. 23].

25

Eigenhändiger Brief mit Unterschrift an das Österreich-Institut [wie Anm. 23].

26

Eigenhändiger Brief mit Unterschrift an Robert Teichl [wie Anm. 23].

27

Zur Biographie von Richard Wasicky s. Lisa Garweg / Frank Leimkugel: Der österreichisch-brasilianische Pharmakognost Richard Wasicky und das „Office Autrichien“ 1940. In: Michael Kaasch / Joachim Kaasch / Thorsten K.D. Himmel (Hrsg.): Denkstile und Schulbildung in der Biologie. / Biologie und Politik. Berlin 2017 (Verhandlungen zur Geschichte und Theorie der Biologie; 19.), S. 241-257.

28

Archiv der Magistratsabteilung 7 der Stadt Wien. Handgeschriebener Brief einer für Joachimovits tätigen wissenschaftlichen Zeichnerin, 1972. In: Widmungsakt zum Ehrengrab von Robert Joachimovits auf dem Friedhof Ottakring.

29

Zu Robert Joachimovits' Zeit in Brasilien s. Bauer-Merinsky [wie Anm. 14].

30

Wiener Stadt- und Landesarchiv. Todesbescheinigung Robert Joachimovits, 1970. In: Todesbescheinigungen: Totenbeschaubefunde, 1.3.2.212.A12.

31

Archiv der Magistratsabteilung 7 der Stadt Wien. Schreiben der Magistratsabteilung 9 – Stadtbibliothek, 1972. In: Widmungsakt zum Ehrengrab von Robert Joachimovits auf dem Friedhof Ottakring.

32

N.N.: Ausstellung im Josephinum: Die Wiener Medizinische Fakultät 1938 bis 1945. Wien, Medizinische Universität Wien, 02.03.2018 (<https://www.meduniwien.ac.at/web/ueber-uns/news/detailseite/2018/news-im-maerz-2018/ausstellung-im-josephinum-die-wiener-medizinische-fakultaet-1938-bis-1945/>, letzter Zugriff: 02.07.2019).

33

N.N.: Der Brunnen der Vertriebenen 1938. In: Wien Geschichte Wiki, 14.09.2018 (https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Der_Brunnen_der_Vertriebenen_1938, letzter Zugriff: 02.07.2019).

34

Mahnmal für Opfer des Nationalsozialismus der Medizinischen Universität. In: Wien Geschichte Wiki, 14.09.2018 (https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Mahnmal_für_Opfer_des_Nationalsozialismus_der_Medizinischen_Universität, letzter Zugriff: 02.07.2019).

35

Brief von Erika Veldhuyzen-Lesk [wie Anm. 3].

36

Handgeschriebener Brief einer für Joachimovits tätigen wissenschaftlichen Zeichnerin [wie Anm. 28]. Ein Verzeichnis der wissenschaftlichen Arbeiten Joachimovits' bis 1938 findet sich in: Österreichisches Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Wien. Verzeichnis der wissenschaftlichen Arbeiten von Dozent Dr. Robert Joachimovits. In: Professorenakt Robert Joachimovits, AT-OeStA/AVA Unterricht UM allg. A 625.47.

37

ÖNB, Wien. Entwurf für Lexikonartikel zu Robert Joachimovits, 1947. In: Autogr. 683/2-2. Die Endfassung des Beitrags erschien in: Österreicher der Gegenwart. Lexikon schöpferischer und schaffender Zeitgenossen. Wien 1951, S. 133; Robert Joachimovits: Myoblasten im Uterus. In: Archiv für Gynäkologie 135 (1929), S. 536-544.

38

Entwurf für Lexikonartikel zu Robert Joachimovits [wie Anm. 37]; Robert Joachimovits: Beitrag zur Technik der Inkontinenz-(Fistel-)Operation bei großen Defekten der Urethra. In: Zentralblatt für Gynäkologie 53 (1929), S. 347-351.

39

Entwurf für Lexikonartikel zu Robert Joachimovits [wie Anm. 37]; Robert Joachimovits: Über ein neues Uterotonicum. In: Zentralblatt für Gynäkologie 59 (1935), S. 390.

40

Entwurf für Lexikonartikel zu Robert Joachimovits [wie Anm. 37]; Robert Joachimowitz: Die Radix Primulae, ein neues Expectorans. In: Wiener Klinische Wochenschrift 33 (1920), S. 606-608.

41

Entwurf für Lexikonartikel zu Robert Joachimovits [wie Anm. 37].

42

Joachimowitz [wie Anm. 40].

43

N.N.: Professorentee. Zeilarn, Phytofit - Der Kräuterkhof GmbH, 01.09.2017 (<https://www.phytofit.de/kraeuter-tipps/professorentee>, letzter Zugriff: 04.07.2019).

44

Joachimowitz [wie Anm. 40].

45

Joachimowitz [wie Anm. 40].

Anschrift der Verfasser

Lisa Garweg, Prof. Dr. Frank Leimkugel
Universitätsklinikum Düsseldorf
Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin
Fachrichtung Pharmazie- und Naturwissenschaftsgeschichte
Moorenstr. 5
40225 Düsseldorf
Gebäude 17.11.01
E-Mail: Lisa.Garweg@uni-duesseldorf.de
Leimkugel@uni-duesseldorf.de

PERSÖNLICHES

Dr. Peter Hartwig Graepel zum 70. Geburtstag

Am 23. Dezember 1949 wurde Peter Hartwig Graepel in Calw im Schwarzwald geboren. Sein Vater war Apotheker, sodass auch Peter Hartwig Graepel diesen Beruf wählte und von 1968 bis 1970 seine Praktikantenzeit in Tübingen und Reutlingen absolvierte. Nach dem Pharmaziestudium in Tübingen ab 1971 und dem Erhalt der Approbation als Apotheker 1974 wandte sich Peter Hartwig Graepel gemäß seinen historischen Interessen nach Marburg, wo er zunächst das Promotionsstudium bei Rudolf Schmitz absolvierte und danach auch als dessen Assistent im Institut für Geschichte der Pharmazie tätig war. 1978 erfolgte seine Promotion zum Dr. rer. nat. mit dem Thema „Carl Friedrich von Gärtner (1772–1850). Familie – Leben – Werk. Ein Beitrag zur Geschichte der Sexualtheorie und der Bastarderzeugung im Pflanzenreich“. In dieser Arbeit verband Graepel seine historischen und botanischen Kenntnisse, leistete aber zugleich einen Beitrag zur pharmazeutischen Biographik. Beide Gebiete, die Geschichte der Botanik als auch Biographien von Apothekern, blieben Arbeitsgebiete in seinem weiteren wissenschaftlichen Werk. Obwohl Graepel ab 1978 nicht mehr hauptberuflich auf dem Gebiet der Pharmaziegeschichte tätig war, zählt er doch zu den wenigen Promovierten des Marburger Institutes für Geschichte der Pharmazie, die weiter forschten und ein umfangreiches wissenschaftliches Werk vorlegten. 1978 war er zunächst angestellter Apotheker in Aschaffenburg, danach in Marburg, bis er 1981 in die Marburger Temmler-Werke, heute Temmler Pharma, eintrat. Hier war er bis 2010 tätig, zuletzt an besonders verantwortungsvoller Stelle als Sachkundige Person nach § 14 des Arzneimittelgesetzes. Folgerichtig absolvierte er auch eine

Weiterbildung zum Apotheker für Pharmazeutische Analytik. Seit seinem Ausscheiden aus der pharmazeutischen Industrie widmet sich Peter Hartwig Graepel nun wieder ganz seinen schriftstellerischen und wissenschaftlichen Arbeiten und begründete als Verleger auch eine eigene Buchreihe, die „Gladenbacher Beiträge zur Geschichte des deutschen Apothekenwesens“ mit wichtigen Beiträgen zur Pharmaziehistoriographie. Sein wissenschaftliches Werk umfasst 11 Monographien und 178 Zeitschriftenaufsätze sowie Rezensionen. Neben eigenständigen Biographien von Apothekern und Naturwissenschaftlern erstellte er 74 Biographien für die Deutsche Apotheker-Biographie. Auch bearbeitete er Themen der Arzneimittelgeschichte, wie zu Terra sigillata, zu Curcuma oder Amfepramon. Daneben entstanden auch Arbeiten zur pharmazeutischen Kulturgeschichte, so zu Darstellungen von Christus als Apotheker, zum Apotheker im Roman des 20. Jahrhunderts oder auch zur Pharmazeutischen Museologie. Als sein wichtigstes und immer wieder zitiertes Werk gilt mit Recht die 2016 erschienene Monographie über pharmaziehistorisch relevante Stammbücher, in der er minutiös zahlreiche handschriftliche Stammbücher von Apothekern des 18. und 19. Jahrhunderts auswertete und hier zu erstaunlichen neuen Ergebnissen kam. Daneben engagierte sich Peter Hartwig Graepel auch in der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, zunächst als stellvertretender Vorsitzender der Landesgruppe Hessen von 2003 bis 2012 und danach als Vorsitzender der Landesgruppe, für die er stets interessante und genaustens vorbereitete Tagungen organisiert. Von 2005 bis 2013 fungierte Graepel zudem als Schatzmeister der Académie Internationale d'Histoire de la Pharmacie, in die er bereits 2003 gewählt worden war. Für sein umfangreiches wissenschaftliches Werk erhielt er 2009 die Johannes-Valentin-Medaille in Silber. Für sein neues Lebensjahrzehnt wünschen ihm Pharmaziehistoriker, Freunde und Kollegen vor allem Ge-

sundheit, sodass er weiter erfolgreich für die Pharmaziegeschichte forschen und auch als Verleger tätig sein kann. Damit verbunden ist ein großer Dank für seinen steten Einsatz für die Pharmaziehistoriographie, die als pharmazeutische Zweigdisziplin in besonderem Maße von dem Engagement solcher nebenamtlich tätigen Forscher profitiert. (s. auch DAZ 159 (2019), S. 4976f.)

Christoph Friedrich und
Wolf-Dieter Müller-Jahncke

Dr. Franz-Josef Kuhlen gestorben

Am 18. Juli 2019 verstarb im Universitätsklinikum in Frankfurt am Main nach langer Krankheit der Apotheker und Pharmaziehistoriker Dr. Franz-Josef Kuhlen. Sein Name ist mit einer langjährigen Tätigkeit am Marburger Institut für Geschichte der Pharmazie und als Lehrbeauftragter an den Universitäten Marburg und Jena verbunden.

Franz-Josef Kuhlen wurde am 7. Januar 1949 in Willich (Rheinland) geboren. Sein Abitur legte er 1968 am Städtischen altsprachlichen Arndt-Gymnasium in Krefeld ab, wo er das Große Latinum, Graecum und Hebraicum erwarb. Diese Sprachen bildeten für seine späteren Studien eine wichtige Rolle. In der Neuen Apotheke in Willich absolvierte er bei Dr. Bruno Krause von 1968 bis 1970 sein zweijähriges Apothekerpraktikum. Anschließend folgte für zwei Semester an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Bamberg das Pharmaziestudium, das er an der Universität Bonn fortsetzte und 1974 mit dem Staatsexamen abschloss. In diesem Jahr erhielt er die Approbation als Apotheker. Zum Wintersemester 1974/75 begann Kuhlen an der Universität Marburg mit dem Studium der Pharmaziegeschichte bei Professor Dr. Rudolf Schmitz und besuchte auch Vorlesungen und Seminare zu historischen Hilfswissenschaften, mittelalterlicher Geschichte, Religionswissenschaften,

Niederlandistik und Arabistik. Zugleich war er von 1975 bis 1978 Wissenschaftliche Hilfskraft und anschließend bis 1988 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Pharmazie in Marburg. Seine Promotion zum Dr. rer. nat. erfolgte im Juni 1981 mit der Dissertation „Zur Geschichte der Schmerz-, Schlaf- und Betäubungsmittel in Mittelalter und früher Neuzeit“, eine Studie, die 1983 erschien und große Anerkennung fand. Seit 1988 arbeitete Kuhlen als Apotheker für Offizin-Pharmazie in der Brunnen-Apotheke in Rosbach vor der Höhe, die seiner Frau Eleonora geb. Scheibert, mit der er seit 1986 verheiratet war, gehört. Sein Sohn Martin

wurde ebenfalls Apotheker. Kuhlen hat sich Verdienste um die Pharmaziegeschichtsschreibung erworben. Seit 1981 war er Mitarbeiter von Professor Schmitz an der monumentalen „Geschichte der Pharmazie“, dessen erster Band er nach dem Tod seines Doktorvaters (1992) fertigstellte und 1998 veröffentlichte. Man kann eine solche Leistung nicht hoch genug einschätzen, denn ohne diesen hätte es vermutlich auch keinen zweiten Band gegeben, den die Professoren Christoph Friedrich und Wolf-Dieter Müller-Jahncke dann 2005 verfassten. Im vierten Quartal des 20. Jahrhunderts erschienen aus Kuhlens Feder auch zahlreiche Aufsätze und Buchbeiträge, vor allem im Lexikon des

Mittelalters, dessen Mitarbeiter er von 1980–1998 war. Auch verdienen seine langjährigen Lehraufträge für Pharmazeutische Gesetzeskunde und Terminologie an der Philipps-Universität Marburg und später an der Friedrich-Schiller-Universität Jena Erwähnung. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts zog sich Kuhlen, bedingt durch eine langwierige Krankheit, mehr und mehr von Universität und Pharmaziegeschichte zurück. Nun ist er im Alter von 70 Jahren verstorben. In Trauer nehmen wir Abschied von einem Freund und Kollegen, wobei unser Mitgefühl in aufrichtiger Verbundenheit seiner Familie gilt. Requiescat in pace.
Peter Hartwig Graepel, Gladenbach

JAHRESREGISTER 2019

Themen

Karikatur 21–27
Türkei, Apothekerkarikaturen 21–27
Arabien, 1001 Nacht 61–70
Literatur, Apotheker 21–27; 61–70
Ichtyol 71– 82
Unna, Paul Gerson (1850–1929) 71– 82
Schröter, Rudolf (1830–1900) 71– 82
Arzneimittelgeschichte 71– 82
Firmengeschichte 71– 82
Apothekenkantate 83–86
Koschinsky, Fritz (1903–1969) 83–86
Musik, Apotheker 83–86
Mylius, Georg Heinrich (1884–1979) 1–10

Pain Expeller, Geheimmittel 40–56
Plagiate, Dissertationen 33–39
Photographie, Geschichte 1–10
Ägypten, Rezepturen 11–20

Sonstiges

Dalberg-Preis 30
Neuaufnahmen 31
Promotionen 30, 59, 87

Autoren

Bachour, Natalia 61–70
Boman-Degen, Stefanie 71–82
Langebner, Thomas 40–56
Müller, Johannes 33–39
Roetz, Thomas 83–86

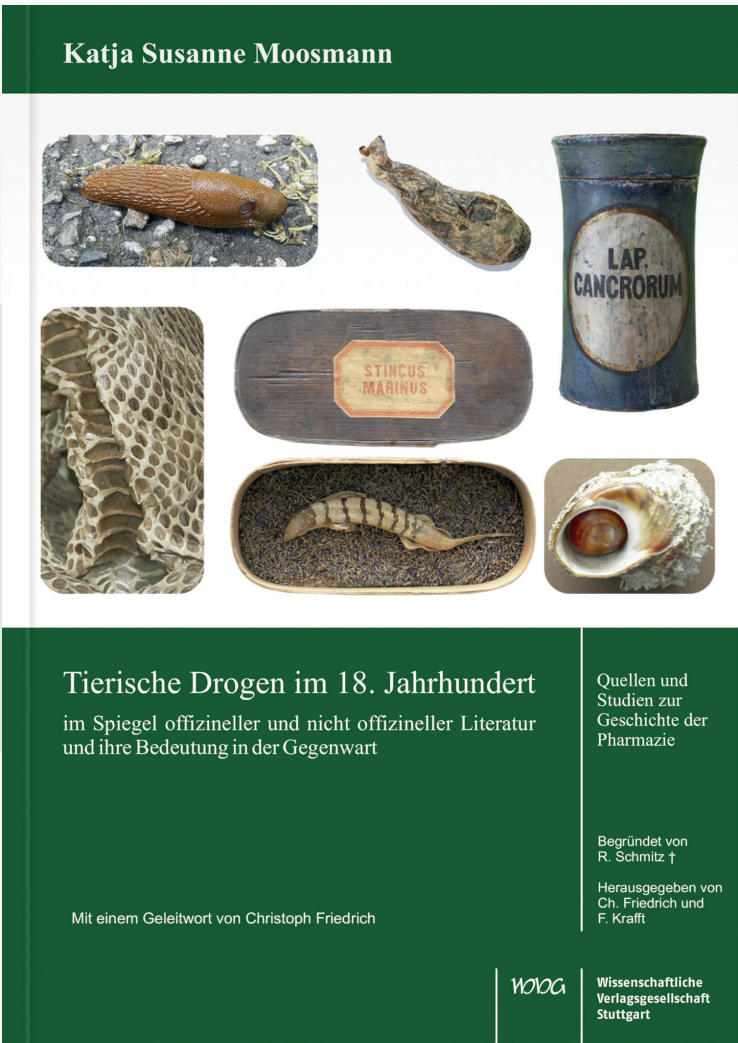
Friedrich, Christoph 1–10
Pommering, Tanja 11–20
Tekiner, Halil 21–27

Persönliches

Friedrich, Christoph 28
Fuxius, Dieter 58
Ledermann, Francois 29
Mönnich, Michael 58
Müller-Jahncke, Wolf-Dieter 28
Plehn, Marcus 59
Remane, Horst 29
Wolf, Evamarie 87

Geschichte der Pharmazie

Tierische Drogen im 18. Jahrhundert
im Spiegel offizineller und nicht offizineller
Literatur und ihre Bedeutung in der Gegenwart
Von Katja Moosmann
2019. X, 358 Seiten. 52 Abbildungen.
(Quellen und Studien zur Geschichte
der Pharmazie, Bd. 119).
Kartoniert. € 24,95 [D]
ISBN 978-3-8047-3998-7



Tiere lieferten bereits zur Zeit der ersten Hochkulturen Heilmittel. Insbesondere im 18. Jahrhundert erlebten sie eine Blütezeit, die auf der Verbreitung der Signaturenlehre und auf der Herausgabe des Werks „Heylsame Dreck-Apotheke [...]“ von Christian Franz Paullini (1634–1712) im Jahre 1696 fußte.

Die vorliegende Studie untersucht die tierischen Drogen, die in drei bedeutenden Pharmakopöen dieses Jahrhunderts sowie Haus- und Volksarzneibüchern und der bereits erwähnten Dreckapotheke vertreten sind. Daneben werden sowohl die Entstehungsgeschichte dieser Arzneibücher als auch die gesundheitliche Betreuung der unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten im damaligen Deutschland behandelt. 59 Einzelmonographien beschreiben schließlich die pharmazeutische Nutzung der in der analysierten Literatur ermittelten Tierarten im historischen Kontext und erläutern die gegenwärtige Relevanz für die Arzneistoffforschung und -therapie. Unter den ausführlich behandelten Tierarten sind u.a. Frösche, Schlangen, Korallen, Skorpione und Krebse vertreten.



Wissenschaftliche
Verlagsgesellschaft
Stuttgart

Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft Stuttgart
Birkenwaldstraße 44 | 70191 Stuttgart
Telefon 0711 2582 -341 | Telefax 0711 2582 -390
www.wissenschaftliche-verlagsgesellschaft.de

Wichtige Mitteilung!

**Die Biennale in Detmold vom 24. – 27. April 2020
fällt aus!**

Die Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V. wird voraussichtlich im Rahmen der Herbstveranstaltung der Landesgruppen Baden und Württemberg am

**17. Oktober 2020 um 12.00 Uhr
Neues Kloster Schussenried
Pater-Mohr-Raum
Neues Kloster 1
88427 Bad Schussenried**

stattfinden.

Näheres in der „Geschichte der Pharmazie“
Nr. 3 vom 13. August 2020

Der Vorstand

gez. Prof. Dr. Sabine Anagnostou, Dr. Gabriele Beisswanger, Dr. Ute Jutta Götz
Marburg, 20. 03. 2020

Geschichte der Pharmazie

Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V.
„Geschichte der Pharmazie“ bis 1989
„Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“,
erscheint vierteljährlich als regelmäßige
Beilage der „Deutschen Apotheker Zeitung“.

Verantwortlich für den Inhalt:
Prof. Dr. W.-D. Müller-Jahncke, Hermann-
Schelenz-Institut für Pharmazie- und Kul-
turgeschichte in Heidelberg e.V., Zwinger-
straße 14 – 16, 69117 Heidelberg (Korres-

pondenzadresse: Lindenstr. 11, D-57548
Kirchen/Sieg), unter Mitarbeit von Prof. Dr.
Christoph Friedrich, Marburg, und Prof. Dr.
Frank Leimkugel, Mülheim.

Redaktionelle Bearbeitung:
Kathrin Pfister, Heidelberg

Redaktionsbeirat:
Prof. Dr. Sabine Anagnostou, Marburg;
Dr. P. H. Graepel, Gladenbach; Prof. Dr.
P. Dilg, Regensburg; Dr. L. Leibrock-Plehn,
Brackenheim; Dr. F. Vongehr, Marburg;
Prof. Dr. U. Meyer, Berlin; Prof. Dr. Michael
Mönnich, Karlsruhe.

Bei Einzelbezug jährlich Euro 52,- (zzgl.
13,80 Euro Versandkosten Inland).
Einzelheft Euro 16,- (versandkostenfrei).
Alle Preise inkl. MwSt.

Jede Verwertung der „Geschichte der Phar-
mazie“ außerhalb der Grenzen des Urheberrecht-Gesetzes ist unzulässig und straf-
bar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung,
Nachdruck, Mikroverfilmung oder ver-
gleichbare Verfahren sowie für die Speiche-
rung in Datenverarbeitungsanlagen.

© 2020 Deutscher Apotheker Verlag,
Stuttgart.
Printed in Germany. ISSN 0939-334X